



Evangelisch-Lutherische
Kirche in Bayern

Rummelsberger Impulse

Symposium vom 12.-13. Januar 2018 in Rummelsberg

im Rahmen des Prozesses

„Miteinander der kirchlichen Berufsgruppen“



Zusammengestellt von Martin Tontsch und Christoph Burger
Projektleitung „Miteinander der Berufsgruppen“: OKR Dr. Stefan Ark Nitsche
Pirckheimerstr. 10, 90408 Nürnberg, Tel.: 0911/ 35 87 38
regionalbischof.nuernberg@elkb.de
www.berufsgruppen-miteinander.de

Photos: Dr. Susanne Schatz

Druckauflage: 600 Exemplare

Abrufbar als pdf unter www.berufsgruppen-miteinander.de.

Rummelsberger Impulse

zum Miteinander der Berufsgruppen in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern

Inhaltsübersicht

Einführung

Peter Bubmann: „Der fünffache Auftrag der Kirche“ – Einführung	4
Stefan Ark Nitsche: „Das Miteinander der Berufsgruppen in der Kirche“	10

Leiturgia. Gott loben, das ist unser Amt

Erkenntnisse aus der Wandzeitung	15
Konrad Klek: Leiturgia – Gott loben. Gesprächsnotizen	16
Diskussion im Plenum	17

Diakonia. Die diakonische Dimension des kirchlichen Auftrags

Erkenntnisse aus der Wandzeitung	20
Thomas Zippert: „Diakonia und DiakonInnen. Zur diakonischen Dimension des kirchlichen Auftrags“	21
Erstreaktionen: Matthias Hartmann, Günther Breitenbach und Thomas Popp	34
Diskussion im Plenum	35

Paideia. Bildung und Erziehung als Dimension des kirchlichen Auftrags

Erkenntnisse aus der Wandzeitung	37
Gotthard Fermor: „Paideia. Bildung als Dimension des kirchlichen Auftrags“	38
Diskussion im Plenum	48

Martyria. Verkündigen als Dimension des kirchlichen Auftrags

Erkenntnisse aus der Wandzeitung	49
Christian Eyselein: „Martyria. Verkündigen als Dimension des kirchlichen Auftrags“	50
Hildrun Keßler: „Martyria – Verkündigung und Zeugnis“	53
Diskussion im Plenum	58

Koinonia. Gemeinschaftsbildung als Dimension des kirchlichen Auftrags

Erkenntnisse aus der Wandzeitung	60
Peter Bubmann: „Koinonia als Grunddimension von Kirche“	61
Praxisimpuls: Gemeinwesenarbeit (Rainer Fuchs)	70
Diskussion im Plenum	71

Zusammenschau

„Das können wir als Berufsgruppe beitragen“	73
„Das bedeutet für Schwerpunkte, Struktur, Organisation, Regeln“	74
„Das bedeutet für Personalentwicklung, Aus- und Fortbildung“	76
Christiane de Vos: Perspektiven für ein erneuertes Miteinander der Berufsgruppen in den EKD-Gliedkirchen	77
Diskussion „Was noch gesagt werden muss“	80
Fazit von Peter Bubmann	81
Fazit des Projektleiters Stefan Ark Nitsche	82

Anhänge

Referentinnen und Referenten	84
Teilnehmende	85

Einführung

Prof. Dr. Peter Bubmann

Der fünffache Auftrag der Kirche

Will man versuchen, den kirchlichen Auftrag systematisierend in verschiedenen Hauptaspekten zu entfalten, stößt man auf verschiedene Versuche und Traditionen solcher Differenzierung der kirchlichen Aufgaben.

Man kann zunächst bei biblischen Summarien der Botschaft Jesu bzw. der Evangeliumsverkündigung ansetzen:

- „Sie blieben aber beständig in der Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet“ (Apg 2,42)
- „Gehet hin und lehret alle Völker. Taufet sie... und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe.“ (Mt 28,19)
- Charismenlisten des Paulus: prophetisch reden, leiten, ermahnen & trösten, Barmherzigkeit üben, heilen, ... (1 Kor 12; Röm 12 u.a.)

Doch haben sich in den dogmatischen Darstellungen des Christentums und in kirchlichen Verlautbarungen häufig zweiteilige (bzw. auf zwei Hauptaspekte reduzierbare) und triadische Formeln durchgesetzt:

- „Zeugnis & Dienst“, z.B.: „Der Auftrag der Kirche besteht darin, den Glauben an Jesus Christus zu bezeugen und Gottes Liebe zu allen Menschen in die Tat umzusetzen.“ (Leitlinien der VELKD)¹
- „in (Gedanken,) Worten und Werken“ (Confiteor-Formel)²
- „Liebe und Lob“ (Karl Barth)³
- „Herz und Mund und Tat und Leben“ (EKD-Denkschrift zur Diakonie)⁴

Triadische Formeln zur Beschreibung des Auftrags der Kirche sind in der evangelischen wie vor allem in der röm.-kath. Kirche im 20. Jahrhundert beliebt geworden. Auf evangelischer Seite wird die Formel „*Martyria – Leiturgia – Diakonia*“ in der Michaelsbruderschaft seit 1935 verwendet.⁵ Wichtiger Hintergrund für eine weitere Ausdifferenzierung des kirchlichen Auftrags waren die Debatten um die „missionarische Kirche“ im Ökumenischen Rat der Kirchen seit der Mitte des 20. Jahrhunderts.

¹ Leitlinien kirchlichen Lebens der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD). Handreichung für eine kirchliche Lebensordnung, Gütersloh 2003, 18.

² EG-BT Nr. 707.

³ KD I/2, 408. Die Bestimmtheit des Seins als Christ ist Barth zufolge unter den zwei Aspekten des Inneren (der inneren Bestimmung des Gottesverhältnisses) und des Äußeren (des Handelns) zu betrachten. Im Inneren zielt das Christsein unter dem Wirken des Heiligen Geistes auf die Liebe zu Gott, im Äußeren auf die Bezeugung dieses Verhältnisses im lobenden Handeln. „In diesen zwei Begriffen: in der Liebe und im Lob Gottes steht, alles wohl überlegt, das christliche Leben, das Leben der Kinder Gottes.“ (ebd.)

⁴ Kirchenamt der EKD (Hg.), Herz und Mund und Tat und Leben. Grundlagen, Aufgaben und Zukunftsperspektiven der Diakonie. Eine evangelische Denkschrift, Gütersloh 1998. Der Titel zitiert eine Kantate von Johann Sebastian Bach.

⁵ Hans-Christoph Schmidt-Lauber, *Martyria – Leiturgia – Diakonia*, in: <http://www.quatember.de/J1981/q81160.htm> [Abruf 10.1.2018].



„Das Schema ‚Botschaft, Gemeinschaft und Dienst (*kerygma, koinonia, diakonia*)‘ fand seit 1952 (Willingen) Verwendung. Entscheidend für die Verbreitung der Trias war die theologische Arbeit von J. C. Hoekendijk...“⁶

Im Bereich der röm.-kath. Kirche hat vor allem das II. Vatikanische Konzil die Trias erneuert und mit der *Koinonia/communitas* verknüpft, wobei meist die *Koinonia* als die umfassende Wesensbestimmung der Kirche gilt, der *Martyria*, *Leiturgia* und *Diakonia* als Grundvollzüge zugeordnet werden. So findet es sich auch noch in neueren praktisch-theologischen Handbüchern, etwa bei Leo Karrer im Handbuch Praktische Theologie (2000).⁷

Für den evangelischen Bereich bedeutsam ist ein Dokument, das im Jahre 1994 durch die Vollversammlung der Leuenberger Kirchengemeinschaft verabschiedet wurde, und das 1995 unter dem Titel „Die Kirche Jesu Christi“ erschien. Hier wird der Auftrag der Kirche folgendermaßen bestimmt:

„Aus der Bestimmung der Kirche als Volk Gottes ergibt sich der *Auftrag* für das Handeln *der Christen* als leiturgia (Pflege der gottesdienstlichen Gemeinschaft), zur martyria (Bezeugung der Wahrheit des Evangeliums in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit), diakonia (der Welt Bestes suchen) und koinonia (Hinarbeiten auf die der Gemeinschaft mit Gott entsprechende weltliche Gemeinschaft aller Menschen und Geschöpfe).“⁸

Dieses Schema hat die ELKB aufgenommen (vermutlich nicht ganz unabhängig von diesen Erkenntnissen der GEKE), als sie 1998 im Dokument „Perspektiven und Schwerpunkte kirchlicher Arbeit in den nächsten Jahren. Die Grundsätze“⁹ und in der Fortschreibung von 2013 „Grundlagen und Orientierungen kirchlichen Lebens“¹⁰ ihre Aufgabe formulierte und dabei vier Grundauftragsdimensionen unterscheidet:

- Martyria: Traditionsvermittlung; Wahrheitssuche
- Leiturgia: Glaubensentwicklung
- Koinonia: Hoffnung entdecken und miteinander teilen
- Diakonia: Seelsorge und gesellschaftspolitisches Engagement

Neben solchen kirchlichen Äußerungen existieren wissenschaftliche Überlegungen zur Systematisierung des kirchlichen Auftrags. Wolfgang Huber hat etwa seit seinem „Kirche“-Buch aus dem Jahr 1979 an verschiedenen Stellen (u.a. in seinem Buch „Kirche in der Zeitenwende“, 1998) darüber

⁶ Ralf Kunz-Herzog, Theorie des Gemeindeaufbaus. Ekklesiologische, soziologische, und frömmigkeitstheoretische Aspekte, Zürich 1997, 50.

⁷ Leo Karrer, 3.1 Grundvollzüge christlicher Praxis, in: Herbert Haslinger (Hg.), Handbuch Praktische Theologie. Band 2: Durchführungen, Mainz 2000, 379-395. Auch Stefan Knobloch (Prof. für Praktische Theologie (kath.) in Mainz) vertritt dieses Viererschema und weist darauf hin, dass es sich erst ab den 1970er in der katholischen Pastoraltheologie durchgesetzt habe. Vgl. Stefan Knobloch, Praktische Theologie. Ein Lehrbuch für Studium und Pastoral, Freiburg/Basel/Wien 1996, 327-329. Sein vorrangiges Interesse gilt allerdings der Diakonie, die er als „das Prinzip aller anderen Grundvollzüge“ und als „Integral vor den anderen Vollzügen“ expliziert (a.a.O., 329, Hervorh. i. Org.). Eine andere Systematik vertritt Paul M. Zulehner. Er spricht von *Mystik, Koinonia* und *Diakonia*, vgl. Paul M. Zulehner, Pastoraltheologie, Bd. 2: Gemeindepastoral. Orte christlicher Praxis, Düsseldorf 3. Aufl. 1995, 83-127.

Reiner Preul verweist darauf, dass bereits die alte Kirche „ihr Leben in Martyria, Leiturgia, Koinonia und Diakonia“ gestaltet habe (Reiner Preul, Kirchentheorie. Wesen, Gestalt und Funktionen der Evangelischen Kirche, Berlin/New York 1997, 149). Er bleibt allerdings einen Beleg schuldig. In der Anmerkung (ebd., Anm. 55) merkt er an: „Aus Gründen, die hier nicht weiter zu untersuchen sind, spielt diese Vierheit allerdings in der reformatorischen Kirchenlehre so gut wie keine Rolle.“ Eine dogmatische Sichtung der „Wesentlichen Vollzüge der Kirche“, nämlich *Martyria, Leiturgia* und *Diakonia* bietet: Ralf Miggelbring, Einführung in die Lehre von der Kirche, Darmstadt 2003, 122-141.

⁸ Wilhelm Hüffmeier (Hg. im Auftrag des Exekutivausschusses für die Leuenberger Kirchengemeinschaft), Die Kirche Jesu Christi. Der reformatorische Beitrag zum ökumenischen Dialog über die kirchliche Einheit (Leuenberger Texte; 1), Frankfurt a. M. 2. Aufl. 1996 (zuerst 1995), 39 (Hervorhebungen im Original).

⁹ München 1998.

¹⁰ München 2013.

nachgedacht, was heute die Kennzeichen und damit die wesentlichen Auftragsdimensionen der Kirche zu sein haben.

Er hat neben den für die Kirche fundamentalen liturgischen Vollzügen in Wort und Sakrament die Bildung, das Eintreten für Gerechtigkeit und eine Kultur der Barmherzigkeit (Kultur des Helfens) als weitere Kennzeichen von Kirche benannt.¹¹ Das ergibt insgesamt also ein Fünfer-Schema. Dabei unterscheidet er die primären Kennzeichen (Wort und Sakrament) von sekundären Kennzeichen. Letztere „beziehen sich auf diejenigen Formen bewirkenden und kooperativen Handelns, in denen die Kirche auf die verschiedenen kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Öffentlichkeiten einwirkt, in denen das gesellschaftliche Zusammenleben Gestalt gewinnt.“¹²

Diesen Anstoß möchte ich weiterführend aufnehmen und mit den vorgestellten kirchlichen Dokumenten verbinden (vor allem mit der Studie „Die Kirche Jesu Christi“).

Die *Kommunikation des Evangeliums* als wesentliche Basisaufgabe der Kirche kann in unterschiedliche Grund-Handlungsdimensionen bzw. Handlungstypen unterteilt werden. Es geht im Folgenden also um eine handlungstheoretische Reformulierung bislang primär dogmatischer Hauptbegriffe (wie *leiturgia*, *martyria* etc.).

Christian Grethlein hat in seinem Lehrbuch „Praktische Theologie“¹³ (2012) einen ähnlichen Weg beschritten. Er will die Grundvollzüge der Kommunikation des Evangeliums ausgehend von biblischen Befunden differenzieren. Dabei kommt er auf drei Grundvollzüge: „*Lehr- und Lernprozesse, gemeinschaftliches Feiern und Helfen zum Leben bilden seitdem die wesentlichen Ausdrucksformen christlicher Nachfolge.*“¹⁴ Daran anschließend entfaltet Grethlein die Kommunikation des Evangeliums:

- In § 13 als „Evangelium: im Modus des Lehrens und Lernens“ (253-277)
- In § 14 als „Evangelium: im Modus des gemeinschaftlichen Feierns“ (278-299)
- In § 15 als „Evangelium: im Modus des Helfens zum Leben“ (300-323).

So richtig ich den Grundansatz auch finde, so sehr scheint mir diese Differenzierung doch noch nicht treffgenau genug zu sein, insbesondere wird die Verkündigungsdimension (*martyria*) und der gesellschaftliche Auftrag (das Eintreten für Gerechtigkeit; *koinonia*) noch nicht ausreichend klar erfasst.

Das gilt analog für EKD-Text 118 zu den „Perspektiven für diakonisch-gemeindepädagogische Ausbildungs- und Berufsprofile“¹⁵, der sich (selektiv und damit eigentlich nicht ganz zu Recht) auf Wolfgang Huber wie auf Christian Grethlein bezieht und nur drei Grundmodi kennt: Bilden – Unterstützen – Verkündigen (womit sowohl das Feiern wie die Spiritualität als auch gerade die Gemeinschaftsbildung ausgespart bleiben, was mir angesichts der anvisierten Zielgruppen der Sozialpädagogen/Diakone völlig unverständlich ist).

¹¹ Vgl. Wolfgang Huber, *Kirche in der Zeitenwende. Gesellschaftlicher Wandel und Erneuerung der Kirche*, Gütersloh 1998, 152, 157, 158-162.

¹² A.a.O., 157.

¹³ Christian Grethlein, *Praktische Theologie* (deGruyter Studium), Berlin/Boston 2012.

¹⁴ A.a.O., 169f.

¹⁵ *Kirchenamt der EKD (Hg.), Perspektiven für diakonisch-gemeindepädagogische Ausbildungs- und Berufsprofile. Tätigkeiten – Kompetenzmodell – Studium* (EKD-Texte 118), Hannover 2014.

Eine weitergehende Systematik (nach Handlungstypen) hat Herbert Lindner in seinem Buch „Kirche am Ort“ (1994) ins Spiel gebracht:

„Die Kommunikation des Evangeliums hat *Dimensionen*. Sie lauten nach unserem Verständnis:

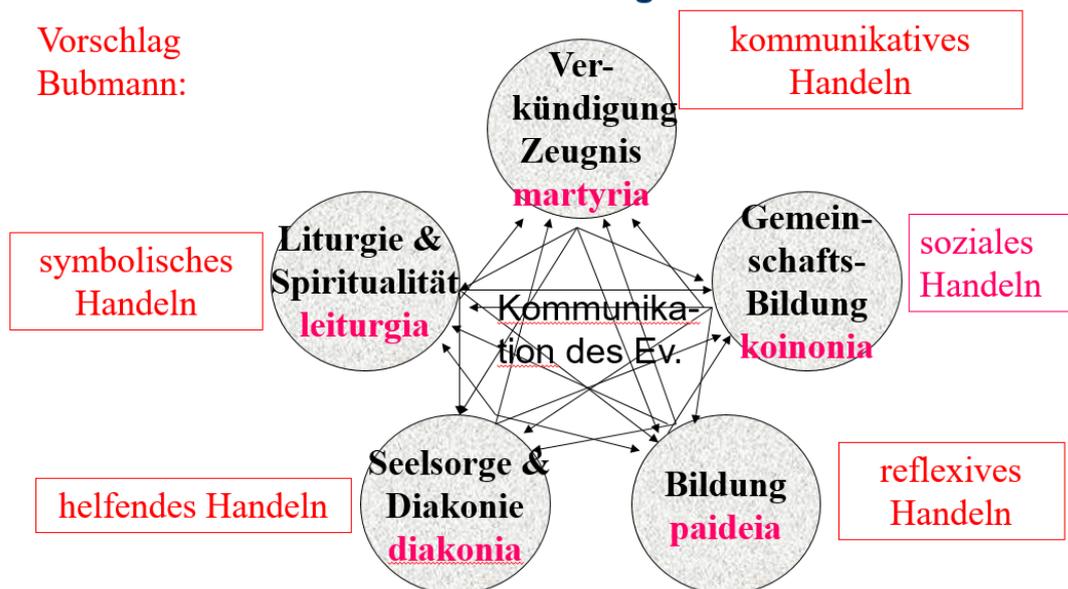
- Das *darstellende* Handeln in Ritus, Feier, Kunst und symbolischer Interaktion.
- Das *orientierende* Handeln durch Verkündigung, Lehre, Erziehung und Bildung.
- Das *wiederherstellende* Handeln durch Seelsorge, Diakonie, Beratung, Therapie.
- Das *entwerfende* und *gestaltende* Handeln, das Profetie, ‚Futeriologie‘ und Planung wagt und den Mut hat, daraufhin konkrete, experimentelle Schritte von Modellbildung, Gemeinwesenarbeit und Ausbildung eines neuen Lebensstils zu versuchen.“¹⁶

Die Impulse Wolfgang Hubers wie Herbert Lindners aufgreifend, schlage ich folgende Fünfer-Systematik vor, die grundlegende Handlungsmodi der Kommunikation des Evangeliums benennt:

- Gott begegnen und feiern (Leiturgia) – symbolisch-darstellendes Handeln;
- Glauben kommunizieren, verstehen und bezeugen (Martyria) – kommunikatives Handeln;
- Gemeinschaft pflegen und entwickeln (Koinonia) – soziales und organisatorisches Handeln (inkl. zukunftsgerichtetes, entwerfend-gestaltendes gesellschaftliches Handeln);
- Identität und Begabung entwickeln (Paideia) – reflexives (und entwickelndes) Handeln im Blick primär auf die Individuen und ihre Persönlichkeitsentwicklung;
- Helfen und Heilen (Diakonia) – solidarisch-therapeutisches und strategisches (bzw. „bewirkendes“) Handeln.

Jede dieser Dimensionen greift in die anderen ein (daher: „Dimensionen“, nicht „Handlungsfelder“) und kennt gleichzeitig Handlungsfelder, die ihr jeweils in besonderer Weise zugeordnet sind (wie etwa der Sonntagsgottesdienst der *Leiturgia*, der jedoch auch alle anderen Dimensionen mit betrifft).

Der fünffache Auftrag der Kirche



¹⁶ Herbert Lindner, Kirche am Ort. Eine Gemeindeftheorie (PThH 16), Stuttgart/Berlin/Köln 1994, 197.

Gestützt wird dieses Fünfer-Schema durch die Verfassung der ELKB (und auch durch die Entwicklung der Subdisziplinen der Praktischen Theologie, denn jeder der Dimensionen sind wesentliche Subdisziplinen der Praktischen Theologie historisch zugewachsen: Liturgik, Homiletik, Kybernetik und Oikodromik; Religions- und Gemeindepädagogik, Diakonie & Poimenik).¹⁷

ELKB KVerf. Art. 1 Aufgabe der ELKB und ihrer Mitglieder.

„(1) Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern hat die Aufgabe, Sorge zu tragen für den Dienst am Evangelium von Jesus Christus in Wort und Sakrament, für die geschwisterliche Gemeinschaft im Gebet und in der Nachfolge Jesu Christi, für die Ausrichtung des Missionsauftrages, für das Zeugnis in der Öffentlichkeit, für den Dienst der helfenden Liebe und der christlichen Erziehung und Bildung.“



¹⁷ Wenigstens angedeutet werden soll, dass es weitergehende Differenzierungsvorschläge gibt, etwa Gottfried Adam/Rainer Lachmann, Was ist Gemeindepädagogik?, in: dies. (Hg.), Neues Gemeindepädagogisches Kompendium (Arbeiten zur Religionspädagogik; 40), Göttingen 2008, 15-39, 22. Hier sind es sieben Dimensionen, weil die Seelsorge nicht der *Diakonia* zugeschrieben wird (das hängt vom Seelsorgebegriff ab) und noch eine zusätzliche spirituell-meditative Dimension hinzugefügt wird (die man aber gut – wie in den Perspektiven-Papieren der ELKB – auch der *Leiturgia* zuordnen kann). Einigkeit besteht aber hier wie auch mit Christian Grethlein, Wolfgang Huber und Herbert Lindner darin, dass die Bildung als eigene Dimension auftauchen muss und sie nicht etwa unter „Verkündigung/*Martyria*“ mit abgehandelt werden kann.

Literatur

- Adam, Gottfried/Lachmann, Rainer, Was ist Gemeindepädagogik?, in: dies. (Hg.), Neues Gemeindepädagogisches Kompendium (Arbeiten zur Religionspädagogik; 40), Göttingen 2008.
- Barth, Karl, Die Kirchliche Dogmatik. Erster Band, zweiter Halbband (KD I/2), Zürich 1946.
- ELKB (Hg.), Evangelisches Gesangbuch. Für Gottesdienst, Gebet, Glaube, Leben. Ausgabe für die Evangelisch-Lutherischen Kirchen in Bayern und Thüringen., München 1995.
- ELKB (Hg.), Grundlagen u. Orientierungen kirchlichen Lebens in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern. Eine Handreichung. München 2013. <https://www.bayern-evangelisch.de/downloads/ELKB-Entwurf-Handreichung-zu-Grundlagen-und-Orientierungen-kirchlichen-Lebens-2014.pdf> [Abruf 7.1.2018]
- ELKB (Hg.), Verfassung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern. In der Neufassung von 6.12.1999. München 2014. <https://www.bayern-evangelisch.de/downloads/ELKB-Kirchenverfassung-2014-2015.pdf> [Abruf 7.1.2018].
- Huber, Wolfgang, Kirche in der Zeitenwende. Gesellschaftlicher Wandel und Erneuerung der Kirche, Gütersloh 1998.
- Grethlein, Christian, Praktische Theologie (deGruyter Studium), Berlin/Boston 2012.
- Hüffmeier, Wilhelm (Hg. i. Auftr. Des Exekutivausschusses für die Leuenberger Kirchengemeinschaft), Die Kirche Jesu Christi. Der reformatorische Beitrag zum ökumenischen Dialog über die kirchliche Einheit (Leuenberger Texte; 1), Frankfurt a. M., 2. Aufl. 1996 (zuerst 1995).
- Karrer, Leo, 3.1 Grundvollzüge christlicher Praxis, in: Herbert Haslinger (Hg.), Handbuch Praktische Theologie. Band 2: Durchführungen, Mainz 2000, 379-395.
- Kirchenamt der EKD (Hg.), Herz und Mund und Tat und Leben. Grundlagen, Aufgaben und Zukunftsperspektiven der Diakonie. Eine evangelische Denkschrift, Gütersloh 1998.
- Kirchenamt der EKD (Hg.), Perspektiven für diakonisch-gemeindepädagogische Ausbildungs- und Berufsprofile. Tätigkeiten – Kompetenzmodell – Studium (EKD-Texte 118), Hannover 2014.
- Knobloch, Stefan, Praktische Theologie. Ein Lehrbuch für Studium und Pastoral, Freiburg/Basel/Wien 1996, 327-329.
- Lindner, Herbert, Kirche am Ort. Eine Gemeintheorie (PThH 16), Stuttgart/Berlin/Köln 1994.
- Miggelbring, Ralf, Einführung in die Lehre von der Kirche, Darmstadt 2003, 122-141.
- Preul, Reiner, Kirchentheorie. Wesen, Gestalt und Funktionen der Evangelischen Kirche, Berlin/New York 1997, 149
- Schmidt-Lauber, Hans-Christoph, Martyria – Liturgia – Diakonia, in: <http://www.quatember.de/J1981/q81160.htm> [Abruf 10.1.2018].
- VELKD, Leitlinien kirchlichen Lebens der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD). Handreichung für eine kirchliche Lebensordnung, Gütersloh 2003.
- Zulehner, Paul M., Pastoraltheologie, Bd. 2: Gemeindepastoral. Orte christlicher Praxis, Düsseldorf, 3. Aufl. 1995, 83-127.

OKR Prof. Dr. Stefan Ark Nitsche

Projektleiter „Miteinander der Berufsgruppen in der ELKB“

Das Miteinander der Berufsgruppen in der Kirche



(1) die Profilierung des jeweiligen Berufsbildes im Abgleich mit den notwendigen Aufgaben

(2) das gleichzeitige Verorten dieses Profils im Miteinander der kirchlichen Berufsgruppen

(3) vom **Auftrag der Kirche** her denken:

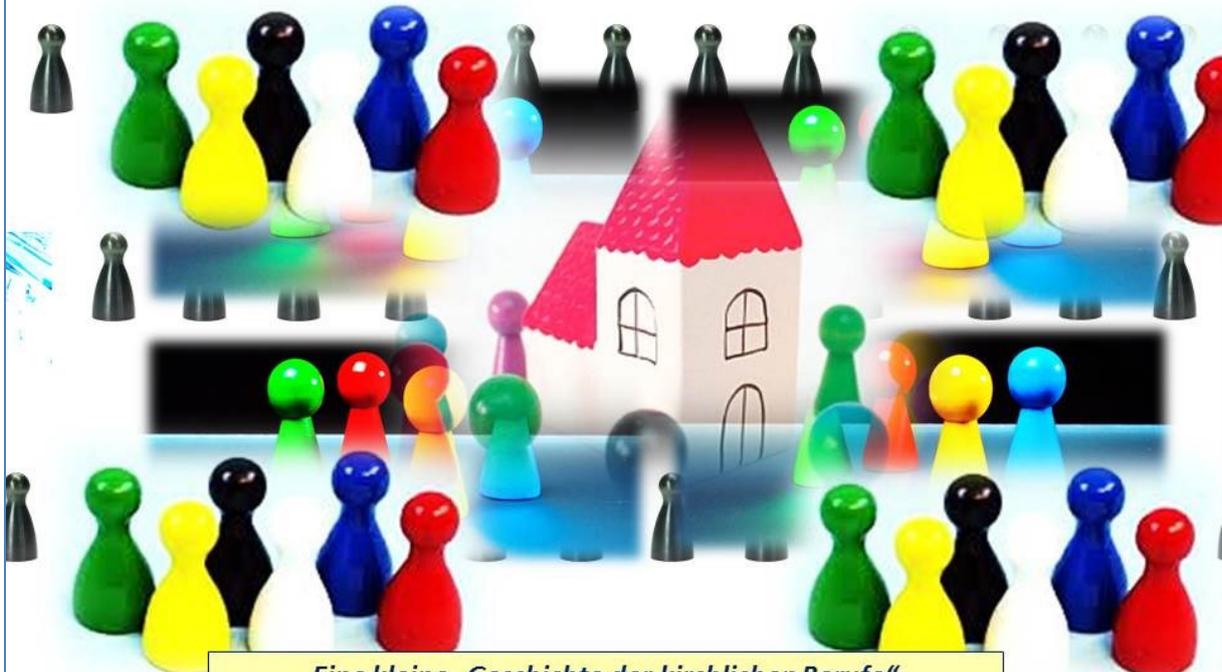
-> **das Evangelium bezeugen und geistliche Heimat bauen;
dem Glauben und dem Leben dienen
und damit Gott die Ehre geben**

- Welche **Aufgaben** entstehen dadurch jeweils vor Ort?
- Welche **Kompetenzen, Qualifikationen und Erfahrungen** dafür nötig?
- Welches haupt- oder nebenberufliche und welches ehrenamtliche **Engagement** ist dafür erforderlich (realistischer **Umfang und Profil**)?
- Wie das **Miteinander** so gestalten, dass Engagement **gut, gerne und wohlbehalten?** geklärt in Zuständigkeiten, Verantwortungen und in der Leitung des jeweiligen Systems und mit Respekt voreinander in arbeitsteiliger Dienstgemeinschaft?

-> **Empfehlung 20 aus dem Prozess Berufsbild: Pfarrer, Pfarrerin**

2

„Das Miteinander der Berufsgruppen in der Kirche“



Eine kleine „Geschichte der kirchlichen Berufe“
Früher! Heute? und in Zukunft?

3

Erste Überraschung: mehr als gedacht



4

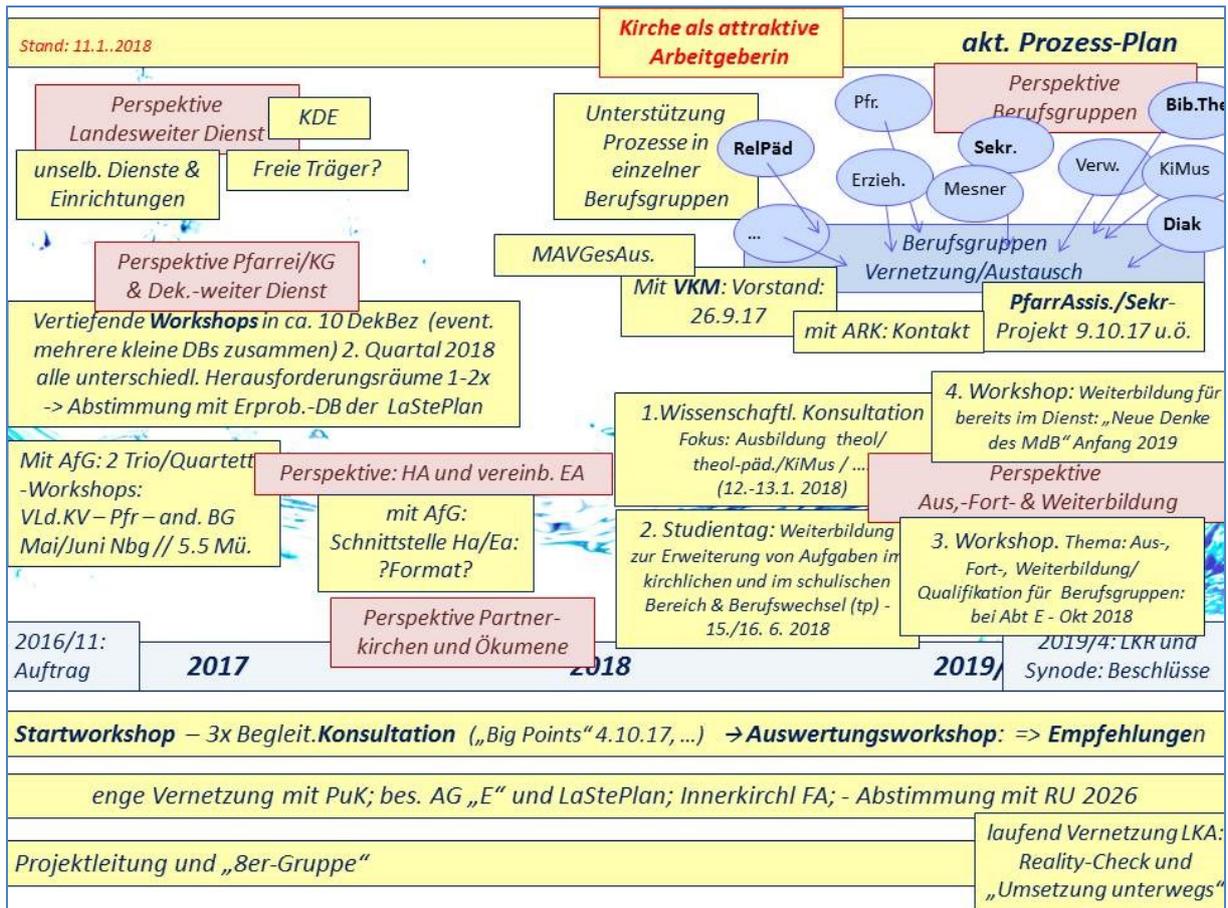
Wichtigste Erträge des Auftaktworkshops

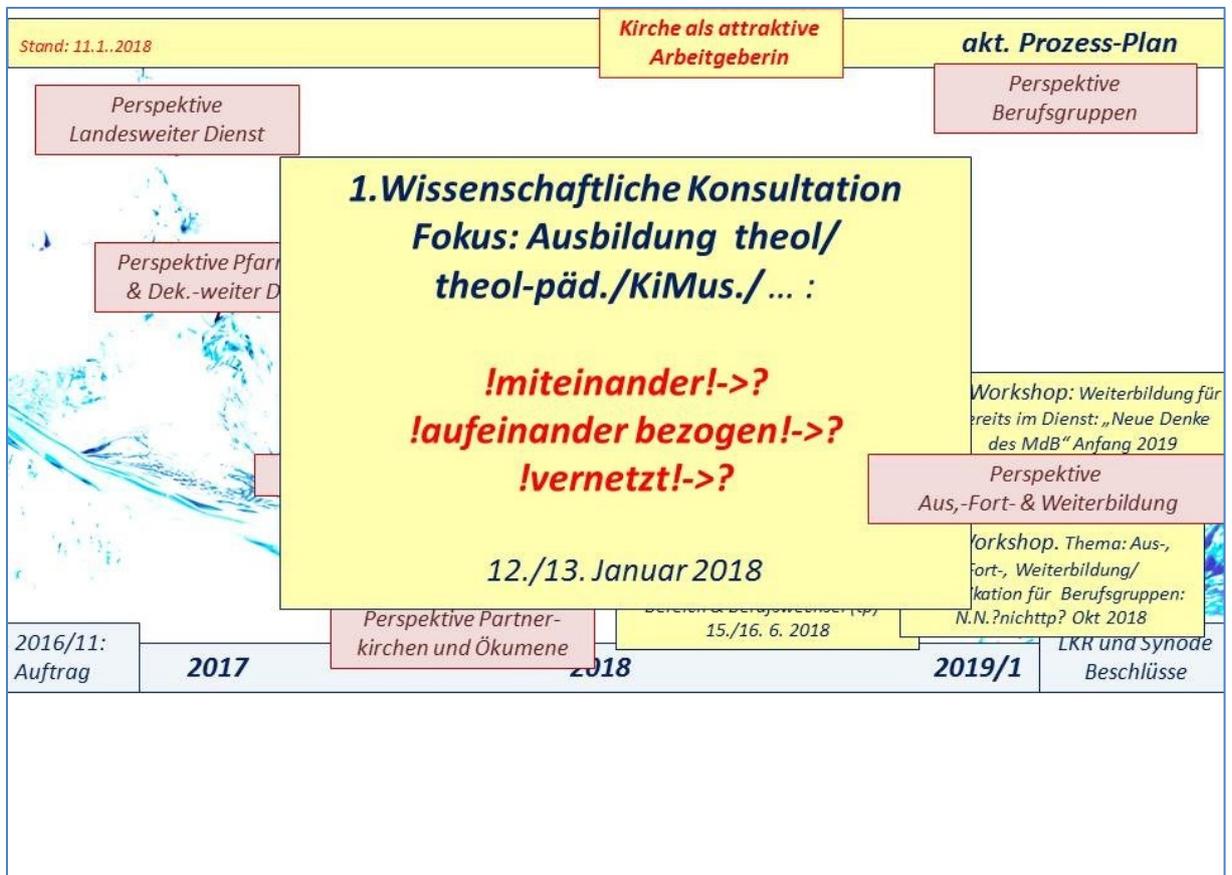
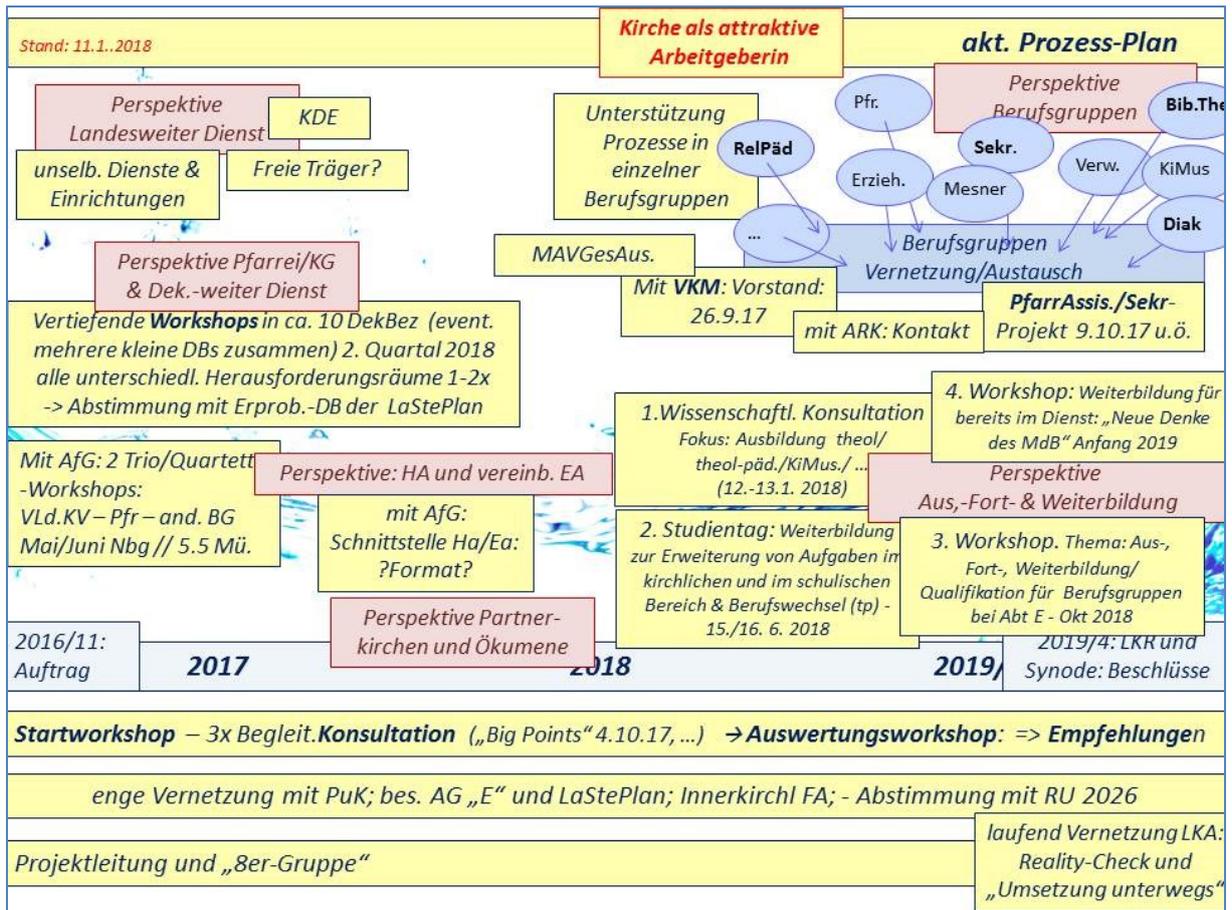
Vom Auftrag her denken – den Rahmen dafür gestalten

Alle Berufsgruppen in den Blick bekommen



Profilierung BGs und ihre speziellen Themen **das Miteinander der BGs**



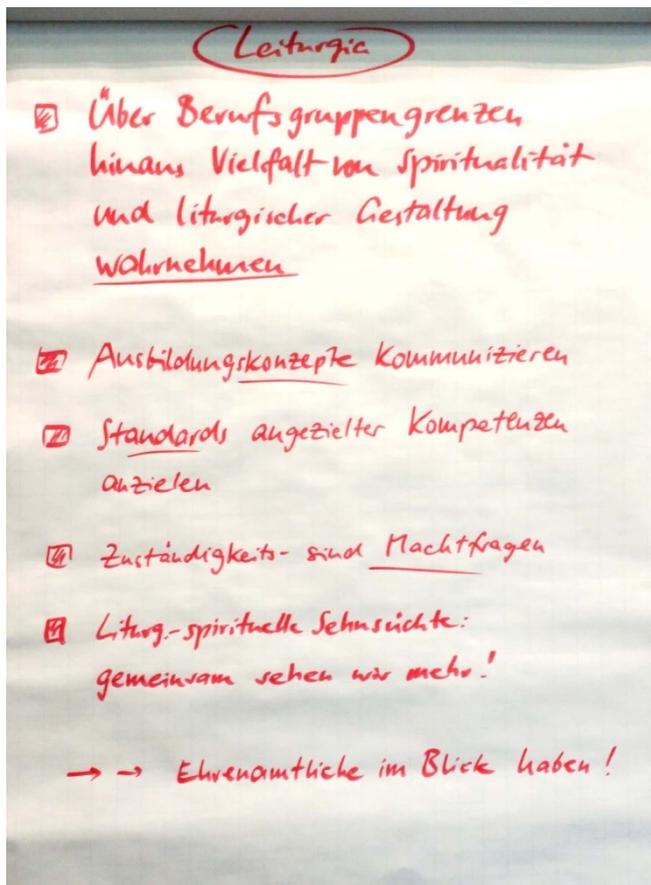


Leiturgia

Gott loben, das ist unser Amt

Erkenntnisse aus der Wandzeitung

- Über Berufsgruppengrenzen hinaus Vielfalt von Spiritualität und liturgischer Gestaltung wahrnehmen
- Ausbildungskonzepte kommunizieren
- Standards angezielter Kompetenzen anzielen
- Zuständigkeits- sind Machtfragen
- Liturgisch-spirituelle Sehnsüchte: Gemeinsam sehen wir mehr!
- Ehrenamtliche im Blick haben!



Universitätsmusikdirektor Prof. Dr. Konrad Klek

Leiturgia – Gott loben

Notizen aus dem Gespräch mit Peter Bubmann



Gott loben ist die Grunddimension des Lebens. Dies berührt uns in den täglichen Vollzügen in unterschiedlicher Art und Weise. Darin ist das ganze Leben Gottesdienst. Die zentrale Form des Gotteslobes ist das Danken, wie im Psalter deutlich wird. Es integriert aber auch den Gegenpol des Klagens, der Bitte und Anrufung. Von diesem weiten Verständnis von Liturgie ist das engere in Sinne der speziell gottesdienstlichen Liturgie als ritualisiertes Handeln abzugrenzen.

Viele Untersuchungen in der Vergangenheit und auch jüngst haben gezeigt, wie Musik in vielerlei Hinsicht prägend für Menschen ist. Insbesondere nicht unmittelbar zweckorientierte Musik spielt hier eine besondere Rolle. Auch das Gotteslob ist „zweckfrei“. Es ist notwendig, dass kirchliche Mitarbeitende um diese allgemeine Bedeutung der Musik wissen. Pfarrer*innen etwa müssen in ihrer Ausbildung lernen, Lebenswirklichkeiten gerecht zu werden. Gerade in diesem Bereich ist es wichtig, gewisse Standards zu setzen bzw. zu kennen.

Diese sind:

- Es muss ein Bewusstsein für die hohe Bedeutung der Musik vorhanden sein. Ihr Gewicht erhält Musik auch dadurch, dass sie Teil der Erlebnisorientierung der Erlebnisgesellschaft geworden ist. Der individuelle Musik-Mix begleitet Menschen heute an fast allen Orte der Welt und individualisiert zugleich Erlebnisse.
- Um mit der alltäglichen Rundumbeschallung souverän und selbstbestimmt umgehen zu können, müssen alle Menschen geschult werden im Umgang mit Musik. D.h. Grundfähigkeiten im Musik machen und Musik hören müssen im Kindergarten, der Schule, dem Konfirmandenunterricht und an vielen anderen Stellen in der Bildung thematisiert und eingeübt werden.

„Singen“ ist eine der Primärformen des Agierens im gesellschaftlichen Zusammenleben und der gesellschaftlichen Kommunikation. In der „Kommunikation des Evangeliums“ hat es seit der Reformation einen besonders hohen Stellenwert. Allerdings ist zu konstatieren, dass die Fähigkeit und Bereitschaft zum Singen allgemein abnimmt und zum Beispiel gerade bei Beerdigungen immer weniger gesungen wird.

Das Verhältnis von Pfarrern und Musikerinnen ist im Wesentlichen gekennzeichnet durch die Frage der Macht. Wer bestimmt was und damit auch über wen? Oder: wer hat die Liturgie-Kompetenz? Innerhalb dieser Gemengelage gibt es folgende Beobachtungen meinerseits: In der Regel sind hauptamtliche Kirchenmusiker Einzelkämpfer, d.h. sie sind nicht wie Pfarrer in einen Kollegenverbund mit gleicher Qualifikation eingebunden, sondern agieren isoliert. Die Integration in Dienstbesprechungen und Fachkonferenzen funktioniert nur zum Teil gut, die für die Kirchenmusik Verantwortlichen bleiben etwas „Spezielles“.

Ein wesentliches Problem ist, dass die weit höhere Anzahl von Gottesdiensten und kirchlichen Veranstaltungen durch ehrenamtliche Kirchenmusiker begleitet wird. Diese Menschen bringen sich ehrenamtlich bzw. für gewisse Stundensätze in die Verkündigung ein, was häufig sehr gewissenhaft geschieht, aber mit sehr divergierenden fachlichen Voraussetzungen. Die Gewinnung solcher Kräfte, ihre Schulung, Förderung und der Umgang mit ihnen in der Gottesdienstgestaltung verlangt hohe Sensibilität. Die Bereitschaft zu diesem Dienst ist derzeit deutlich rückläufig. Allerdings trägt gerade Musik, wenn wir sie in ihrer Bedeutung, wie vorhin beschrieben, ernst nehmen, in erheblichem Maß zu gelingender Verkündigung und „schönen Gottesdiensten des Herrn“ bei.

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, Lösungen für die skizzierten Probleme zu finden. Dazu nur wenige kleine Schlaglichter:

Bei der Ausbildung der Pfarrerinnen und Pfarrer, erscheint es mir unerlässlich, bereits an der Universität – analog zur Bibelkunde - die Veranstaltung „Gesangbuchkunde“ einzuführen. Hier könnte in grundlegender Art und Weise die reiche Liedgeschichte des Protestantismus, die jetzigen Gesangbuch-Inhalte, Melodien und der Umgang mit ihnen erschlossen und eingeübt werden. Aus dieser vertieften Kenntnis könnten meines Erachtens schon einige der Gräben zwischen den Musikern auf der einen und den Pfarrerinnen und Pfarrern auf der anderen Seite überbrückt werden, da das Gesangbuch dann als gemeinsame Kommunikationsbasis dienen kann.

In der kirchenmusikalischen Ausbildung an Hochschulen ist das Bestreben vorrangig, den Meisterschüler, den musikalischen Superstar hervorzubringen. Es steht also musikalisches Spitzenpersonal einer großen kirchlichen Breite gegenüber. Diese sollte bei der Ausbildung viel stärker im Blick sein. Meine Vision für das Miteinander in Pfarramt und Kantorenamt sieht so aus: Wir feiern miteinander Gottesdienst. Wir sind ein Team, das Spaß am Miteinander Gestalten hat durch die Vielfalt der Perspektiven, die eingebracht werden können. Dieses Miteinander ist geleitet von der Orientierung auf ein gemeinsames Wirken und nicht durch gegenseitige Bevormundung im Habitus der Besserwisser.

Leiturgia – Diskussion im Plenum

Christiane Münderlein

- Oft liegt ein eingeschränktes Bild vom Gottesdienst vor, während wir eine große Vielfalt in den gottesdienstlichen Vollzügen haben.
- Erzählen und Singen sind Grundlage von Gottesdienst und Kirche.
- Die „Machtsphären“ müssen geklärt werden. Jede will, aber nicht jeder kann und darf etwas machen bzw. beitragen.

Claudia Dürr

- Liturgie in der Schule: Das Ritual am Anfang und am Ende einer Schulstunde ist für viele wie ein Gottesdienst im Kleinen - einmal oder zweimal pro Woche.

Rainer Fuchs

- Als Diakon verstehe ich meinen Dienst als Gottes Dienst.
- Wir als Kirche müssen hingehen an die Orte, wo Menschen sich treffen. Dort gehaltene Andachten oder Gottesdienste zeigen unsere Relevanz und unseren Dienst.

Thomas Prieto Peral

- Die Relevanz von kirchlichem Handeln zeigt sich oft in Extremsituationen. Ein eindrucksvolles Beispiel: Nach einem Selbstmord in einem Betrieb fand durch eine Kollegin eine rituelle Begleitung im Betrieb statt. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter hatten nicht damit gerechnet und sich auf diese Begleitung eingelassen. Diese Begleitung wurde zum Erfolg, obwohl oder vielleicht gerade deshalb, weil keiner damit gerechnet hatte.

Martin Dorner

- Im Alltag Reflexionsanstöße zur Gottesbeziehung zu geben, erscheint mir wichtig. Anknüpfungspunkte könnten sein: Tischgemeinschaften oder Projekte wie die Vesperkirchen.

Renate Käser

- Schulgottesdienste sind wesentliche Elemente religiöser Erfahrung im Schulalltag.
- Singen als zentrales Element ist auch in den Schulen wichtig. Es gibt „Klassiker“ wie „Danke für diesen guten Morgen,“ „Laudato si,“ „Ins Wasser fällt ein Stein“ und „Von guten Mächten wunderbar geborgen.“
- Es kommt auch gut an, wenn aktuelle Musik thematisiert, gespielt und gesungen wird.

Günther Breitenbach

- Die Gründung einer Dekanatsmusikschule, wie in Würzburg, kann die Grundlagenförderung im musikalischen Bereich voranbringen.
- Musiktherapie, wie sie in Rummelsberg angeboten wird, ist schlecht finanziert, aber recht wirksam.
- In den bisherigen Überlegungen ist mir das Element des Segens zu kurz gekommen, denn Segen ist wahrscheinlich das beliebteste Element im Gottesdienst.
- Das „Rummelsberger Brevier“ ist eine wertvolle Quelle für evangelische Spiritualität.

Sabine Hirschmann

- Im Predigerseminar wird in den entsprechenden Kursen im Haus „Liturgische Präsenz“ eingeübt.
- Innerhalb der Predigerseminarseinheiten in Nürnberg haben die verschiedenen Vikariatskurse verpflichtende Sing- und Sprechübungen, allerdings in geringem Umfang. Auf Wunsch und nach Absprache stehen in den jeweiligen Dekanaten auch die zuständigen Kirchenmusiker zur Verfügung.

Joachim König

- An der Fachhochschule in Nürnberg gibt es immer mittwochs um 12 Uhr „Heilige Zeit mit Andacht“. Diese Form der spirituellen Besinnung erfreut sich reger Beteiligung.
- Für die Frage der Leitung ist eine Klärung des Profils einer jeden Berufsgruppe wichtig.

Armin Felten

- Zwei Bilder für das Miteinander der Berufsgruppen:
 1. Wir brauchen eine „knackige Minestrone“ und keine durchpürierte, fade Gemüsesuppe
 2. Schauspieler sprechen vom gegenseitigen „Sich-Schön-Spielen“.

Norbert Roth

- Vernetzung und Begabungsaustausch innerhalb der Teams und schon während der Ausbildung ist wichtig. Es muss gelernt werden miteinander zu reden, zur Not auch durch feste und eingeübte Sprachmuster.
- Im Feld der Liturgia braucht es eine Grundhaltung, die sich der vertikalen Beziehung, die in meinen Augen entscheidend und prägend ist, aber auch der horizontalen Beziehung des Gemeindelebens bewusst ist.

Ulrich Taube

- Jedes Jugendwerk hat sein eigenes Liederbuch. Gottesdienste sind wesentlich durch Musik und Lieder geprägt. Die Lieder sind als Ausdruck der jeweiligen Gottesdienstgemeinde zu verstehen. Gerade Kinder finden in der Musik ein großes Feld der persönlichen Erfahrung von Spiritualität.

Klaus Klemm

- Im KGA Fürth wird die Arbeitswoche verpflichtend mit einer Andacht begonnen. Das ist ein guter Motivations- und Gemeinschaftspunkt. So wird der Begriff der „Dienstgemeinschaft“, auf den wir oft in unserem Dienstrecht beharren, sinnvoll gefüllt.

Anne Höfflin

- Bemerkenswert ist, dass nach Katastrophen oder bestürzten Ereignissen der Ruf nach Gottesdiensten groß ist. An einigen Schulen wurde - auch zur Entlastung - ein klares Formular mit dem Ziel der Wiedererkennbarkeit für solche, aber auch generell für Schulgottesdienste erarbeitet.

Hildrun Keßler

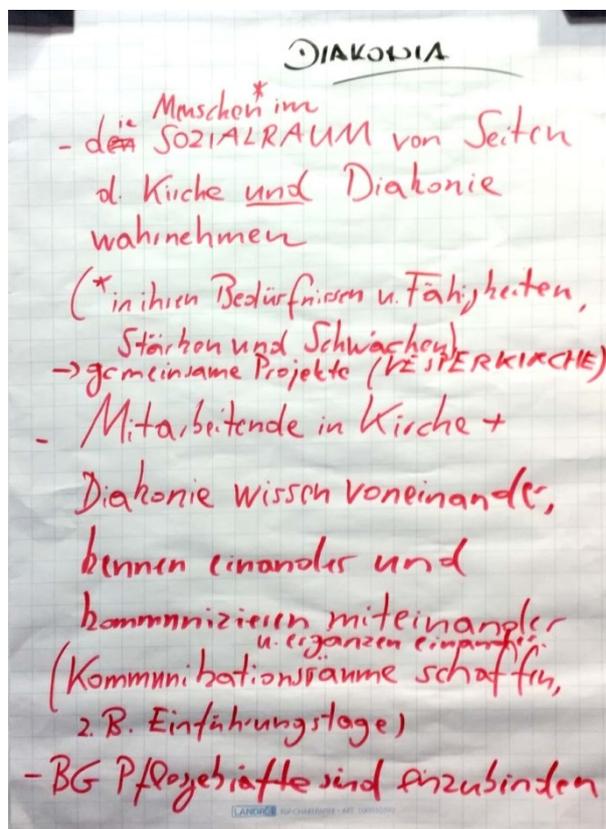
- Chöre sind Orte (auch) für Kirchenferne innerhalb der Kirche.
- Chöre haben durch das gemeinsame Singen und die daraus resultierenden Wirkungen für den je einzelnen ein erhebliches „Wellnesspotenzial“.

Diakonia

Die diakonische Dimension des kirchlichen Auftrags

Erkenntnisse aus der Wandzeitung

- Die Menschen im Sozialraum in ihren Bedürfnissen und Fähigkeiten, Stärken und Schwächen von Seiten der Kirche und Diakonie wahrnehmen
-> Gemeinsame Projekte (Vesperkirche)
- Mitarbeitende in Kirche und Diakonie wissen voneinander und ergänzen einander (Kommunikationsräume schaffen z.B. Einführungstage)
- BG „Pflegerkräfte“ einbinden



Prof. Dr. Thomas Zippert

Diakonia und DiakonInnen. zur diakonischen Dimension des kirchlichen Auftrags

Ausgangsfrage dieses Symposium ist, welchen Beitrag die verschiedenen kirchlichen Berufsgruppen zu den fünf Dimensionen des kirchlichen Auftrags (Leiturgia, Martyria, Diakonia, Koinonia und Paideia)¹⁸ leisten können. Dabei sollen u.a. Perspektiven für die Ausbildung, aber auch für Fort- und Weiterbildung mit Blick auf die kirchliche Wirklichkeit in den 2020er Jahren erarbeitet werden.



Es ist ja unstrittig: Alle Berufe und Ämter haben an allen Dimensionen des kirchlichen Auftrags teil. Das sollte nicht verwundern, da es allesamt Dimensionen der Kommunikation des Evangeliums als Auftrag aller Christinnen und Christen sind (allgemeines Priestertum). Freilich hat die Kirche mit guten Gründen dennoch Spezialistinnen für diese oder jene Dimension oder Kombination von Dimensionen beauftragt („rite vocatus“ in *Confessio Augustana XIV*).

- Wie könnte man die diakonische Dimension des kirchlichen Auftrags umreißen?
- Was können Diakone und Diakoninnen hier leisten, ggf. auch für die anderen Dimensionen? Denn gerade ihr Beitrag ist aus Gründen, die in diesem Papier erläutert werden, oft ziemlich unklar.

A) Diakonische Dimension des kirchlichen Auftrags

1. Im Rückgriff auf Grethleins *Praktische Theologie* (2012) und indirekt auch auf Schleiermacher ging die EKD-ad-hoc-Kommission 2015 von einem *dreigliedrigen Auftrag der Kirche* aus: Verkündigen – Bilden – Unterstützen, formuliert als Handlungslogiken, Berufsprofile – nicht als Arbeitsfelder/-bereiche. Bei Schleiermacher war diese handlungslogische Begründung noch klar in der Logik des Grundauftrags der Organisation Kirche begründet:
 - a. In-Gang-Halten der gegenseitigen darstellenden Mitteilung des Glaubens durch die aktiveren (= begabten, ausgebildeten und dazu beauftragten) Christenmenschen;
 - b. Einbeziehung neuer Menschen in diese Kommunikation durch Bildung und Mission,
 - c. sowie Wiedereinbeziehung derer, die aus unterschiedlichen Gründen aus dieser Kommunikation über den Glauben als Grund und Sinn des Lebens herausgefallen sind, sei es nun Sünde (Kirchenzucht), Schuld oder Schulden, Krankheit, Behinderung, Migration oder welche andere exkludierende Lebenslage auch immer (Schwangerschaft, Alleinerziehen, Pflegebedürftigkeit usw.).
 - d. Faktisch kommt bei Schleiermacher noch als vierte Dimension das kirchenleitende Handeln als Koordination dieser drei Dimensionen dazu (Zippert 2008).

Man kann diese Drei- bzw. Vierteilung weiter differenzieren (wie Bubmann oder Fermor)¹⁹ in Liturgie, Diakonie, Bezeugung/Verkündigung und *Erziehung*, sowie auch noch nach den Medien der Bezeugung, so dass die *Kirchenmusik* den ihr zustehenden eigenständigen Platz bekommt. Genauso könnte man das *geistliche Schrifttum* von der Poesie über Jörg Zink und Margot Käßmann bis hin zur Öffentlichkeitsarbeit in allen Medien ausdifferenzieren; auch die *Sakral-*

¹⁸ Zur gar nicht so langen Geschichte dieser Begriffe vgl. die Beiträge von Bubmann/Fermor in dieser Dokumentation.

¹⁹ Fermor in: <http://www.ekir.de/www/service/vortrag-fermor-13081.php>; Bubmann in Merz/Schindler/Schmidt 2008.

Architektur bis hin zum Herrgottswinkel oder Berg-/Wegkreuz ist eine eigene Form der Kommunikation des Evangeliums.

Schließlich umfasst auch die *Koinonia* – sprich: die Pflege der Sozialgestalt der Kirche – eine Fülle weiterer Dimensionen oder Unterdimensionen:

- a) nicht nur die *Kirchengemeinde*: Sie ist in ihrer heutigen Gestalt als gruppen- und vereinsähnlich um die Aktivitäten des Gemeindehauses organisierte Gemeinde ja selbst erst ein Geschöpf des späten 19. Jh. (Roosen), in der sich heute die Gestaltdimensionen als Überzeugungsgemeinschaft, Organisation und Hintergrundgewissheit im „Hybrid“ überlagern, durchdringen und gelegentlich irritieren (Pohl-Patalong, Hauschildt);
 - b) oder den *Kirchenkreis* bzw. das *Dekanat*, wie Sie das in Bayern nennen, der oft erst alle Dimensionen kirchlicher Arbeit wahrnimmt und verantwortet, z.B: als Träger diakonischer Arbeit, weil lokale Kirchengemeinden überfordert bzw. die Einzugsbereiche zu klein sind,
 - c) sondern auch in gut „Münchner“ Tradition das *Christentum jenseits der Kirche*, sei es
 - a. im *privaten Lebensraum* (Hausgemeinde, Weihnachtschristentum) oder
 - b. als eine Mitspielerin im Rahmen einer *gesellschaftlichen Grundfunktion* (Luhmann, Rendtorff, Rössler).
2. Im Blick auf die Diakonie ist festzustellen, dass sich die *Sozialgestalten von Kirche und Diakonie auseinanderentwickeln* und nur hier und da verlässliche und stetige Kooperationen auf lokaler Ebene aufbauen. Das hat tieferliegende Gründe, denn Diakonie entfaltet sich, bis vor kurzem gerne als „Werk“ minderen geistlichen Wertes und unzureichend titulierte, seit dem 19. Jh. als „Zweitkirche“ bzw. „*kirchliche Zweitstruktur*“ (Kaiser) oder gar selbst als *eigene Form von Gemeinde* (Rannenberg). Diakonie bildet mitsamt ihren diakonischen Gemeinschaften (aber auch ihren Belegschaften: „Dienstgemeinschaft“) inzwischen eigene Formen der *Koinonia*.

Sie streitet freilich in Deutschland seit dem Mittelalter mit dem Staat darum, wem bzw. zu wem die Armen gehören bzw. wer wo wie und vor allem mit welchem Ziel für sie zuständig ist bzw. sich (mit) ‚ihnen gemein macht‘, wozu sie ‚nütze sind‘, ob sie in dem Falle das Recht auf Unterstützung haben oder nur als bedürftige Einheimische einer Unterstützung würdig und wert sind und was geeignete Formen stationärer Betreuung sind (und wer dies finanziert). Seit dem Spätmittelalter nimmt die Regelungsintensität erst von Kommunen, dann Staaten in Fragen der Armenfürsorge zu, was aber nie dazu geführt hat, dass die Kirche ihre Verantwortung für die Armen aufgegeben hätte.

Deshalb hatte schon Wichern im 19. Jh. drei Dimensionen der Diakonie unterschieden:

1. die der *Kirche* bzw. ihrer Gemeinden,
2. die der *privaten bzw. zivilgesellschaftlichen Initiative* in Vereinen (so die Anfänge der Inneren Mission, z.T. bis heute, auch wenn sich das Selbstverständnis weg vom Verein hin zu Stiftung und gemeinnützigen GmbHs verschiebt)
3. und die des *Staates*, der zumindest in Deutschland und Skandinavien in der Tradition der lutherischen und reformierten Kirchenordnungen ebenso wie der staatlichen Armenordnungen zum Sozialstaat wurde.

Sie könnten mit guten Gründen weiter differenziert werden: von der informellen oder organisierten Nachbarschaftshilfe über Projekte (Flüchtlingsarbeit, Vesperkirchen, Tafeln), die Lobby-Arbeit auf Landes- und Bundesebene bis hin zur internationalen Diakonie von Brot für die Welt, Kinder-nothilfe, kirchlichen Entwicklungsdiensten u.a.

3. Die ***Orte des Diakonischen sind also aus sachlichen wie historischen Gründen sehr vielfältig und fluide***. Sie sind nicht einfach unter dem Begriff „Dimension“ zu subsummieren, weil diese Orte

und Sozialgestalten durchaus nebeneinander her existieren mit ggf. zentrifugalen oder selbstbegrenzenden Tendenzen. Deutlich wird das an der oft genannten *Sozialraumorientierung*, die auf Grund der Unklarheit bzw. Widersprüchlichkeit des Begriffs für weitere Ausdifferenzierungen, ja Gräben sorgt, obwohl das Wort bzw. der Begriff in welcher Fassung auch immer genau das Gegenteil, nämlich Öffnung verschiedener Orte bzw. Sozialgestalten und Lebensbereiche füreinander befördern soll.

Vier Ansätze lassen sich unterscheiden:

- a. Ein „Sozialraum“ ist der Raum mit der Kaffeemaschine; will sagen: An diesem Ort oder anderen Orten entsteht aus bestimmten *architektonischen oder Ausstattungsmerkmalen* („Hardware“) Kommunikation bzw. wird gefördert oder ver-/behindert. Das gilt für die Küche eines alten Bauernhauses ebenso wie für bestimmte Platzgestaltungen oder Nutzungen (in meiner Jugend war das die Bushaltestelle im Dorf).
- b. Ein Sozialraum ist ein *Quartier* oder Bezirk mit problematischen Eigenschaften, weil die Zahl der sozial schwachen „A's“ sich häuft und für sog. „soziale Probleme“ bzw. die „soziale Schwäche“ eines Quartiers sorgt, der mit Sozial- Quartiers- oder Gemeinwesenarbeit begegnet werden muss. Die „A's“ sind übrigens: Alleinerziehende, Arbeitslose, Asylbewerber, Ausländer, Abhängige und andere „Asoziale“, die in den Sozialberichten der Städte genau quantifiziert, in Straßenzügen lokalisiert und so nachhaltig stigmatisiert werden.
- c. Sozialraumorientierung meint oft aber auch die *Öffnung einer Einrichtung* (Wohngruppe, Kita, Altenheim u.a.) für ihr Umfeld, ihre Nachbarschaft oder kooperierende Einrichtungen – ein ebenso dringendes wie selbstverständliches Unterfangen. Es ist aber nicht identisch mit einem vierten Verständnis von Sozialraum:
- d. Denn eigentlich ist sozialarbeitswissenschaftlich mit Sozialraumorientierung die Orientierung aller „Maßnahmen“ der Sozialpolitik und des Sozialrechts am *Sozialraum der AdressatInnen* als dem ebenso realen wie virtuellen Netzwerk ihrer Beziehungen zu Menschen gemeint. Es geht um die Orientierung an den Sozialräumen derjenigen Menschen, die hierbei auf Unterstützung angewiesen sind und einen Unterstützungsbedarf haben, der nicht einfach den Logiken und Raumöffnungs- oder -schließungsdynamiken vorhandener Räume, sprich: des Quartiers, der Nachbarschaft oder einer Einrichtung mit ihren mehr oder weniger standardisierten Angeboten unterzuordnen bzw. ihnen anzupassen ist.

Gegenwärtig erlebt der Begriff der Gemeinwesenorientierung bzw. Gemeinwesendiakonie eine gewisse Renaissance, auch wenn er sich von früheren Konzepten gleichen Namens unterscheidet. Sachlich richtig und notwendig ist dieser Begriff deshalb, weil es schon begriffslogisch einen Raum jenseits der eben genannten Dimensionen geben muss, in dem diese (real wie virtuell) verortet sind und so aufeinander bezogen („relativiert“) werden können. Es braucht diese Metaebene, um Perspektivwechsel zu erleichtern und transparent zu machen: Wer guckt von wo worauf (nicht)?

4. Alle diese Sozialraumorientierungen haben ihr Recht und ihre jeweils sehr unterschiedlichen Logiken, erzeugen aber als solche noch nichts Diakonisches. Klarer wird die diakonische Dimension erst, wenn man nicht nur nach den Orten bzw. Gemeinschaftsformen, sondern nach dem *Ziel diakonischen Handelns in diesem Räumen* fragt.
5. Notwendig, aber nicht hinreichend ist hier meistgenannt die **pflichtethische** Erfüllung des Gebotes der *Nächstenliebe* seitens der Helfenden als deren Ziel. Nächstenliebe wird im Rahmen der Diakonie entfaltet als Helfen, Heilen/Therapieren, Unterstützen, Reintegrieren, Inkludieren, vielleicht auch Integrieren, Beraten, ggf. auch als Aushalten und Ertragen (das sage ich als einer der ersten Notfallseelsorger) – und so weiter bis hin zum Bilden, Erziehen, Empowern und Fördern – nicht nur in Förder- oder Berufsschulen, in der Jugendhilfe und Jugendarbeit, sondern auch dadurch, dass Seelsorge wie Krisenberatungen und -interventionen hoffentlich bildende Effekte haben. Zur Diakonie gehört also notwendig auch die *Bildung* (sc. zur Nächstenliebe und

gemeinnützigem Handeln), sei es als sich ihrer Diakonizität nicht immer bewussten Nachbarschaftshilfe, sei es in diakonischen oder Sozialpraktika (nicht nur für SchülerInnen, sondern auch für alle anderen kirchlichen Berufsgruppen²⁰), in jeder Form gemeindlicher Arbeit (Seniorenkreis!) – auch in der Musik: Diakone haben die Breitenarbeit der Posaunenchoräle getragen, die inzwischen inklusiv stattfindet!

Aber auch: Was ist es anderes als Bildung, wenn Menschen mit 60 Jahren endlich das Lesen lernen oder selbständig leben, wenn sie nach dem Schlaganfall auf die Beine kommen, neu zu leben und irgendwann auch zu sterben lernen? Das auszuschließen, wäre bildungsbürgerliche Arroganz und eine unevangelische Engführung des Bildungsverständnisses.

Auch die Ausbildung zu sozialen und pflegerischen Berufen ist ein Grundanliegen der Diakonie (dazu mehr in Teil B).

6. Aber Bildung ist nur *ein* Ziel oder Effekt von Diakonie. Deutlicher wird es, wenn man Diakonie *nicht nur pflichtethisch* als Pflicht der Unterstützenden definiert, *sondern auch güterethisch* nach dem **Ziel insbesondere auch für die Betroffenen** fragt: „Was willst du, dass ich dir tue?“ (Mk 10). Dabei geht es um **Unterstützung zur Selbstbestimmung und darin wiederum um Teilhabe an allen Dimensionen des Lebens** (1 Kor 12; vgl. EKD-Denkschrift „Gerechte Teilhabe“, ferner Körtner, Noller, Zippert; Huber: kommunikative Freiheit). Mit dem sozialrechtlich wie theologisch grundlegenden Begriff der Teilhabe kommt auch die Dimension der Koinonia in den Blick:
 - Das kann *innerhalb* der Kirche geschehen als Inklusion in der „normalen“ Konfirmandenarbeit oder im Religionsunterricht, als Öffnung der „heterotopen“²¹ Alten- bzw. Pflegeheime durch Wahrnehmung der Seelsorge, als Umnutzung von nicht mehr benötigten Pfarrhäusern für Wohngruppen oder auch innerhalb der üblichen diakonischen Wohn- und Arbeitsfelder.
 - Förderung von selbstbestimmter Teilhabe geschieht auch im *Privaten* (z.B. in der Pflege durch Familienangehörige, in der Begleitung von Ehe und Familie von Menschen mit Behinderung),
 - im sozialen *Nahraum*, in der *Freizeit* und freiwilligen gesellschaftlichen Engagements,
 - im Felde der *Wirtschaft* als Konsument und Arbeitskraft (auf welchem Arbeitsmarkt auch immer),
 - in dem der *Politik* (als Träger von Menschen-, ja auch neuerdings von Bürgerrechten, was die UN-Behindertenrechtskonvention 230 Jahre nach der ersten Deklaration der Menschenrechte noch einmal klarstellen musste),
 - schließlich auch im *Bildungsbereich*, der wie gesagt genuin *auch* diakonisch ist.
7. Mit anderen Worten: Es geht bei und in aller diakonischen Arbeit darum, den Menschen, die es noch nicht oder nicht mehr so gut können, *zu einem selbstbestimmten Leben in Verbindung mit andern Menschen* zu verhelfen. Das lässt sich auch *christlich umdeuten bzw. reformulieren als Förderung von Freiheit und Liebe*, d.h. als selbstbestimmte Einbindung in und Eröffnung von Mitverantwortung für Gemeinschaft(en). Beides (Freiheit und Liebe) zusammen verweist in gut Schleiermacherscher Tradition *als drittes auf die transzendente Dimension*, offener formuliert: die spirituelle Dimension, die zum Erleben bringt, wie sowohl Freiheit wie Angewiesenheit der Menschen verdankt sind und auf einen transzendenten Grund verweisen. Dass diese Arbeit *viertens auch politische und anwaltschaftliche Dimensionen* hat, versteht sich von selbst. Grundlage

²⁰ Im Predigerseminar der Ev. Kirche von Kurhessen-Waldeck war noch zu Beginn des 20. Jh. üblich, dass jeder Vikar auch „Dienst im blauen Kittel bzw. der blauen Schürze“ der Diakonie in der nahegelegenen Altenhilfeeinrichtung zu absolvieren hatte. Aus Bethel werden ähnliche Dinge für die Studierenden der Kirchlichen Hochschule berichtet.

²¹ Michel Foucaults Begriff der Heterotopie meint Orte, eigentlich eher Unorte, von denen für die meisten klar ist, nicht hinzugehen bzw. sich auf Dauer aufzuhalten: Friedhöfe, Bahnhofseingänge; vgl. ders.; Die Heterotopien. Der utopische Körper: Zwei Radiovorträge. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2013 (orig. 1966).

dieser Sorge für die wie auch immer Armen ist die Sorge für *Gerechtigkeit* (zu diesen vier Dimensionen: Arnold u.a. 2016).

8. Diakonie lässt sich so als besondere Dimension des kirchlichen Auftrags an pluralen Orten (Pohl-Patalong) begründen. Mit ihrer Begründung durch das Gebot der Nächstenliebe und ihrer Zielbestimmung als Förderung von Freiheit und Liebe (bzw. selbstbestimmter Teilhabe) ist sie aber zugleich Teil aller anderen Dimension kirchlichen Handelns:

- **Bildung** hat im christlichen Kontext unvermeidlich eine diakonische Dimension, denn Bildung als Prozess der Bildung zum Ebenbild Gottes ist natürlich Bildung zur Freiheit (Gal 5,1), aber als solche hat sie darin eine soziale Dimension, nämlich als Bildung zu Nächstenliebe, Versöhnung, zum Einsatz für Frieden und Gerechtigkeit. Bildung ist evangelischerseits nicht schulpädagogisch auf das Erlernen von Wissensbeständen oder Kompetenzen einzugrenzen, auch wenn dies eine Teildimension von Bildung bleibt. Bildung – das zeigen mir die Erfahrungen des Umgangs mit Menschen mit Beeinträchtigungen und Behinderungen, in Not und Ohnmacht – ist nie nur Selbstbildung, sondern immer auch die Erfahrung von Gebildet-werden, von Herausforderungen durch die Situation, von Fremdbestimmung durch geschichtliche oder existenzielle (Krisen-)Erfahrungen. Diese Fremdbestimmung ruft dann danach, mit ihnen in Freiheit und Liebe umzugehen, sie als Prüfungen und Versuchungen Gottes anzunehmen (oder abzulehnen) oder sie solidarisch zu tragen zu versuchen. Und: Bildung ist riskant und kann grandios schiefgehen, gerade im Bereich unterstützenden Handelns (Bildungsstudie der EKKW).

Ein prägnanter kirchlicher Ort mit diakonischer Dimension sind Kindertagesstätten, erst recht wenn sie sich zu Familienzentren, Multigenerationshäusern oder Stadtteilzentren weiter entwickeln. Ähnliches gilt für Schulen, egal welcher Form.

- Im **Gottesdienst** wird seit alters mit Hilfe der Kollekte der Armen (auch an anderem Ort, vgl. 2 Kor 8f), der Witwen und Waisen gedacht bzw. die Abendmahls Gaben zugleich zu deren Unterstützung eingesammelt und verteilt. Noch heute erinnert die Gegenwart von Sammelbüchsen und Brot-für-die-Welt-Plakaten ebenso wie die Gegenwart von bettelnden Menschen an diese Grundfunktion von Heiligtümern seit den Zeiten des Alten Orients.

Prägnanter kirchlicher Ort wird Gottesdienst bzw. Kirchenraum dann, wenn er zur Vesperkirche wird, wenn Menschen davon erzählen, predigen, wie es ihnen als NutzerInnen und Nutzer ebenso wie als Mitarbeitende von Diakonie ergeht. Das ist schon Teil der nächsten Dimension:

- **Martyria und Verkündigung** leben davon, dass biblische Geschichten immer neu erzählt bzw. so inszeniert werden, dass Mann und Frau sich dort wiederentdecken bzw. hineinspielen. Dazu gehören auch die Geschichten, die zur Nächstenliebe im wahrsten Sinne des Wortes ermuntern (Lk 10; Mt 25, wirkungsgeschichtlich auch die Heilungsgeschichten, z.B. Mk 2, bzw. die Pflege der populärsten Heiligen auch noch im evangelischen Bereich: Martin, Nikolaus, Elisabeth – und natürlich das Krippenspiel).

Dazu gehört das Zeugnis und die Reflexion dessen, dass Geschichten offensichtlich nicht reichen, sondern nach leidvoller Erfahrung auch die Gestalt von Geboten und Gesetzen (prophetische Sozialkritik, z.B. Jes 1; 5, Amos 4f) bzw. Strukturen (Diakonenamt, Armenordnungen) erfordern – damals wie heute.

- **Spiritualität** entsteht oft in Situationen von Bedrängnis: Not lehrt Beten. Wieso nicht? Der Großteil des Psalters sind Klagepsalmen. Individuelle wie kollektive Grenzerfahrungen der Trauer, Ohnmacht, Hilfsbedürftigkeit im Angesicht von Katastrophen, Anschlägen oder anderen Erfahrungen, die Menschen aus der Bahn werfen, rufen noch heute nach spiritueller, ritueller und seelsorgerlicher Begleitung, die mitaushält und vor Gott und so auch andern Menschen zu Bewusstsein bringt, was sich nicht ändern lässt – und wo nur langsam die Hoffnung neu entsteht: „... der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann“ (EG 361).

Auch das ist Eröffnung von Teilhabe, einer Teilhabe, die es Menschen in Ohnmacht und Not wiedereröffnet und ermöglicht, trotz Vereinsamung und Trauer Teil von Gemeinschaft zu bleiben oder neu zu werden.

In der Diakonie mag die Spiritualität oft noch besondere Formen annehmen: Man redet vielleicht nicht so oft von Gott – aber nachher mit Gott über die Menschen, die einem am Herzen liegen. Man hält nicht oft feste Gebetszeiten ein, die die Arbeit in guter Weise unterbrechen und gliedern könnten (das auch – vgl. das Rummelsberger Brevier!) – oft begleiten eher Stoßgebete oder stumme Blicke gen Himmel die Arbeit. Man darf beim Beten nicht arbeiten, aber beim Arbeiten beten. Auch das ist Spiritualität – sicher auch außerhalb der Diakonie!

- Mit dieser letzten Dimension wird deutlich, dass sich die diakonische Dimension auch weit *außerhalb der Kirche* im engeren bzw. organisierten Sinn Orte sucht bzw. Orte zu kirchlich(-diakonischen) Orten macht, die als genuine Orte der Diakonie (Kronenkreuz!) schon auch als Orte der Kirche wahrgenommen werden können (Pflegeheime, Hospize, Krankenhäuser, Wohngruppen usw.), und solche, die es erst auf den zweiten Blick sind, z.B. Bahnhöfe, Häfen (Seemannsmission), Werkstätten, Stadtteilzentren, Beratungsstellen, Asyle, Gefängnisse usw.

M.a.W.: *Diakonie vervielfältigt die Zahl kirchlicher Orte*, auch wenn dies Kirche nicht immer zur Kenntnis nimmt und auch wenn es dadurch keine Orte der verfassten Kirche werden.

B) Was können Diakone und Diakoninnen hier leisten?

9. Wenn und weil Diakonie in allen Dimensionen von Kirche und ihrem Auftrag und, wie eben angedeutet, auch über die Orte von Kirche im engeren Sinn hinaus vorkommt, braucht sie SpezialistInnen zur Pflege und Gestaltung dieser Dimension. Diese Berufe sind **„unsere Berufe“**, sonst hätten wir nicht *Fachakademien und Fachhochschulen* für diese sozialen, pflegerischen und diakonisch-sozial-/gemeindepädagogischen Berufe immer noch in kirchlich-diakonischer Mitverantwortung. Sie sind natürlich nicht exklusiv unsere Berufe, denn weder die *Pflicht* zu Nächstenliebe, Unterstützung und Hilfe noch das *Ziel* der Förderung selbstbestimmter Teilhabe sind auf das Christentum beschränkbar. Aber das Christentum will und pflegt all dies aus eigenen Motiven und Traditionen, weil seit altorientalischen Zeiten Gott die Armen und die Sorge für sie am Herzen liegen – das Christentum hat dies nur aufgenommen und weiterentwickelt.

Für die Initiativeeinrichtungen des 19. Jh. der Wicherns, Fliedners und Löhes war die Ausbildung das erste und die Praxis der Anstaltsarbeit deren Übungsfeld. Das hat sich verschoben – und nicht jedes diakonische Unternehmen ist sich der bildenden Ziele oder Folgen seiner Arbeit noch bewusst. Noch heute wird ein Viertel aller SozialarbeiterInnen in kirchlichen Fachhochschulen ausgebildet, sind die Förderschulen diejenige Schulart mit dem höchsten Anteil diakonischer Trägerschaft, und auch die Zahl der sozialen und pflegerischen Berufsschulen (467) in diakonischer (oder kirchlicher) Trägerschaft ist deutlich höher als der Anteil der allgemeinbildenden Schulen der Kirche (478).²²

²² vgl. <https://www.ekd.de/23332.htm>; zum Verhältnis von kirchlichen bzw. diakonischen Schulen zu Schulen in staatlicher Trägerschaft vgl. das Stat. Bundesamt: <https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/BildungForschungKultur/Schulen/Tabellen/AllgemeinBildendeBeruflichePrivateSchulenSchularten.html;jsessionid=C4339530E9CE6B13D9F0B3227380F417.InternetLive1>.

10. Freilich ist die Berufssituation in dieser Dimension unübersichtlich:

„Den diakonischen Beruf gibt es nicht. Vielmehr existiert eine Vielfalt beruflicher, nebenberuflicher und ehrenamtlicher Handlungs- und Beschäftigungsformen im weiten Feld diakonischer Praxis bzw. anderer kirchlicher ‚Bildungs‘Landschaften‘. Erschwert wird die Analyse der diakonischen Tätigkeiten dadurch, dass die Terminologie der Berufsbezeichnungen in diesem Feld uneinheitlich und verwirrend ist.“

Haben Sie das Zitat erkannt?²³ Es macht deutlich, dass die Profile von GemeindepädagogInnen und DiakonInnen unter ähnlichen Unschärfen leiden: Bei DiakonInnen verschärft sich das dadurch, dass sich diakonisches Handeln – mit oder ohne dieses Signet „diakonisch“ – in unterschiedlicher Trägerschaft bzw. an anderen als nur kirchlichen Orten im engeren Sinn vollzieht. DiakonInnen sind angestellt in der Kirche und „ihrer“ Diakonie, aber auch im säkularen Staat, in der Sozialwirtschaft, in den darauf bezogenen Bildungsbereichen und qua Auftrag wirken sie über ihr Angestelltsein bei diesem oder jenem Träger hinaus in *alle* möglichen Felder der Teilhabe hinein. Und über die Berufsbezeichnung entscheidet der Anstellungsträger, nicht der Angestellte!

11. Dass sie qua Einsegnung genau zu diesem vielfältigen Wirken an vielen Orten beauftragt sind, verraten die *Einsegnungsformulierungen* deutlicher als die Diakonen- und Diakoninnengesetze:

„Ihr werdet nun berufen zum *Diakon / zur Diakonin* – in die Gemeinschaft derer, die im Auftrag der Kirche *pflügen und trösten, raten und helfen, Glauben wecken und Frieden stiften*. Ihr sollt dazu beitragen, dass Schwachen und Benachteiligten, Hilfsbedürftigen und Fremden *Gerechtigkeit* widerfährt und sie durch die christliche Gemeinde *Ermutung und Beistand* finden. Mit dem Dienst der Liebe sollt Ihr das *Bekenntnis des Glaubens* verbinden.“ (Westfälische Agende)

„Die tätige Nächstenliebe ist allen Getauften aufgetragen. Sie bezeugt Gottes Liebe zur Welt in Jesus Christus und gehört unverzichtbar zum Dienst der Kirche im *Alltag des Lebens*. Um ihren diakonischen Auftrag zu erfüllen, segnet die Kirche Diakone und Diakoninnen ein. Sie sollen sich Menschen *in leiblicher Not, in seelischer Bedrängnis und in sozial ungerechten Verhältnissen* annehmen. Sie sollen dazu beitragen, auch die *Ursachen menschlicher Nöte zu beheben*. Mit dem *Dienst der Liebe* sollen sie das *Bekenntnis des Glaubens* verbinden. So verwirklichen die lebenslang in das Amt der Kirche eingesegneten Diakone und Diakoninnen in besonderer Weise den der ganzen Kirche gegebenen diakonischen Auftrag. Zu diesem Dienst werden heute N.N. eingesegnet ...“ (Bayerische Agende)

12. DiakonInnen sind kompetente und von der Kirche beauftragte *SpezialistInnen für die Bearbeitung des diakonischen Auftrags*. Wie alle anderen Amtsträgerinnen sollte bei ihnen verlässlich und kompetent erwartbar und erkennbar sein, was Auftrag aller Christen bzw. Auftrag der Kirche ist. Das war und ist das Spezifikum des reformatorischen Amtsverständnisses (> 11.). Wichtig ist mir, dass nicht mehr nur der Dienst als Auftrag gesehen wird, sondern auch die, denen dieser Dienst mit zu klärenden Zielsetzungen gilt, denn nicht jede Hilfe versteht sich von selbst und ist in sich gut (> 6.).

13. *Kompetent* ist dieses Handeln bei DiakonInnen, wenn es auf unterschiedliche Weise *doppelt qualifiziert* ausgebildet wird, also sowohl theologisch wie fachwissenschaftlich in Pflege-, Sozialarbeitswissenschaften, Früh-/Heilpädagogik usw. reflektiert wurde und wird. Hier gibt es viel Nachholbedarf, damit die Theologie diese Kernaktivitäten kritisch auch aus theologischer wie *aus Betroffenenperspektive* bzw. besser *mit ihnen* reflektiert: Helfen kann nicht erst seit Schmidbauer zum Problem werden. Es bleibt freilich in einer humanen Gesellschaft notwendig – und auf den „fröhlichen Wechsel“ von Helfenden und Hilfsbedürftigen angewiesen (P. Philippis „Kreisbürgschaft“ aller Christen untereinander).

Vielleicht ist das das Spezifikum professioneller sozialer bzw. diakonischer Arbeit gegenüber dem weiten Feld des Ehrenamts: Bei Profis kann und muss ich davon ausgehen, dass sie sich selbst so zurücknehmen, dass die Selbstbestimmung und die Freiheit derer, die Unterstützung brauchen,

²³ Peter Bubmann, Im gemeindepädagogischen Dienst. Kompetenzen und Herausforderung, PTh 104, 2015, 416 – statt des unterstrichenen „diakonisch“ steht im Original „gemeindepädagogisch“.

nicht durch diese Unterstützung aufgehoben oder eingeschränkt werden. Wir mögen zwar das Beste wollen, aber ob es das Beste für den Menschen ist, darf dieser selbst entscheiden, auch wenn es hier breite Grauzonen guter Fürsorge bzw. stellvertretenden Handelns geben wird. Professionell ist es dann, wenn tatsächlich (= nachprüfbar) ermöglicht wird, dass Menschen sich selbst entscheiden.

14. Schon aus inhärenten, oben (4.) erläuterten Gründen müssen sie neben den spezifisch unterstützenden, d.h. pflegerischen, beraterischen, sozialarbeiterisch-empowernden auch über *pädagogische Kompetenzen* verfügen, insofern sie zu selbstbestimmter Teilhabe bzw. zu einem Leben in Freiheit und Liebe Impulse setzen – übrigens auch für das Umfeld der Betroffenen (von Pflegekursen bis hin zur Öffnung der sozialen Räume füreinander). Wie sich diese ebenso pädagogischen wie öffentlichkeitsorientierten Fähigkeiten zu denen der spezifisch pädagogischen Berufe wie Religions- und GemeindepädagogInnen verhalten, da gibt es noch Diskussionsbedarf. Schnittmenge ist ja die beiden gemeinsame sozialarbeiterische (Teil-)Kompetenz, weil alle mir bekannten gemeindepädagogischen Studiengänge sozialarbeiterische Module enthalten, die zu einem Abschluss als staatlich anerkannter Sozialarbeiter bzw. Sozialarbeiterin ausgebaut werden können.
15. DiakonInnen und andere soziale bzw. pflegerische Fachkräfte in Kirche und Diakonie arbeiten also nicht nur an vielen Orten und mit sehr unterschiedlichen Kompetenzen. Bei all diesen Berufsgruppen mischt sich ihr *kirchlicher Auftrag* nicht nur mit denen der eben genannten Fachwissenschaften (ihren – wechselnden – Theorien, Konzepten, Methoden, Qualitätsstandards), sondern **mit weiteren Aufträgen** (Mandate) von anderen Seiten:
 - zunächst von *denen, die sie unterstützen* und die im eigentlichen Sinn (ggf. zusammen mit ihren Angehörigen) ihre Auftraggeber sind,
 - dann von ihren *Vorgesetzten* (bei Kirche, Diakonie, Staat oder Sozialwirtschaft),
 - von Seiten des *Staats* als Sozialstaat mit Menschenrechten und Sozialgesetzgebungen, der z.B. festsetzt, welche Fachkräfte wo arbeiten dürfen bzw. welche Fachkraftquoten eingehalten werden müssen, wenn die Arbeit refinanziert werden soll,
 - ebenso von Seiten des *Gemeinwesens und der Nachbarschaften* mit ihren Tendenzen zur Segregation, Gentrifizierung und Milieubildung, aber auch zu begrenzter (!) Sorge füreinander;
 - möglicherweise gibt es auch noch *weitere Pflichten*, z. B. aus der eigenen privaten Lebensführung wie die Erziehungs- und Aufsichtspflicht über die eigenen Kinder oder die Einhaltung von Eheversprechen (da neigen alle kirchlichen Berufe zu Nachlässigkeiten, die leicht in Erschöpfung oder Burnout führen können). Bei DiakonInnen wird besonders deutlich, wie anspruchsvoll das Projekt christlicher Lebenskunst (Bubmann) ist.
16. Von DiakonInnen als doppelt qualifizierten Fachkräften ist erwartbar, dass sie qua Doppelqualifikation (multiple Fachlichkeit) zwischen sich oft genug *widersprechenden Auftragslagen und Lebenslagen* kompetent und kritisch vermitteln können. Sie sind also qua Amt damit beschäftigt, sich mit anderen „Ämtern“ außerhalb, aber auch innerhalb der Kirche (ja innerhalb ihrer Person) auseinanderzusetzen. **Sie arbeiten qua Zielsetzung „intermediär“** (Haas in Schmidt/Hildemann 2013). D.h.: Sie müssen *multirational* denken, entscheiden und handeln können; sie müssen Schnittstellen und Fördermöglichkeiten kennen. Aber nicht nur das: Sie müssen dies auch *multirelational* zwischen den Lebensbereichen vermittelnd tun. Das ist nicht immer einfach und widerspruchsfrei möglich – als Amt mit diesem Auftrag öffnet es aber immer Kirche über ihre eigene Sozialgestalt bzw. ihr eigenes Milieu hinaus ins Gemeinwesen und die Felder der selbstbestimmten Teilhabe.

Dieses *intermediäre, multirationale und multirelationale Vermitteln* zeigt sich nicht nur im weiten Arbeitsfeld der Inklusion (auch die nicht nur schulisch verstanden), sondern z.B. in der Jugend-

arbeit und Jugendhilfe, in Stellen mit gemischter Trägerschaft wie in der Schulsozialarbeit, die nicht von vornherein zwischen „normalen“ Jugendlichen und Problemkids unterscheidet und so die getrennten Milieus der Starken und (sozial) Schwachen pflegt, sondern beide zusammenbringt und füreinander öffnet. Es zeigt sich auch darin, dass man von diakonischen Pflegediensten ein ebenso seelsorgerliches wie gemeindliches (sprich: teilhabeorientiertes) „Mehr“ erwartet.

17. Diakoninnen und Diakone tun das, wie oben aufgewiesen, *auf unterschiedliche Weise an sehr unterschiedlichen Orten und Systemen*, weil sich trotz letztlich gleicher Zielsetzung die Nöte bzw. Unterstützungsbedürfnisse von Menschen sehr stark unterscheiden und deshalb seit alters her unterschiedliche, z.T. *sehr spezielle und immer neue Kompetenzen* erfordern, seien es nun mehr sozialarbeiterische, heil-, früh- und sozialpädagogische, aber auch pflegerische, Beraterische oder therapeutische. Denn es geht nie nur um geistliche „Not“, sondern um Not insgesamt. Und die zeigt sich ja nicht nur in Ausschluss von *einem* System oder Lebensbereich, sondern meist von allen bzw. mehreren zugleich.

In dieser Polyphonie der Nöte verfolgen DiakonInnen den Cantus firmus, Menschen *zum Leben zu helfen* (so Grethleins Definition dieser Dimension der Kommunikation des Evangeliums). ***Dieser Auftrag ist als systeminterner Teilauftrag der Kommunikation des Evangeliums ein Auftrag, der konsequenterweise nur extern erfüllt werden kann, indem man die Mauern der Kirche zum Leben insgesamt hin transzendiert.***²⁴

Auch Pflege ist ja nicht nur Po-Abwischen (Hauschildt), ist nicht nur pflegefachlich bzw. durch QM beschreibbar, sondern diskreteste, angst- und schambesetzte Beziehungsarbeit, um ein Leben in bzw. nach der Krise vorstellbar zu machen, Menschen dazu zu ermutigen (empowern) und ggf. erste Schritte in eine andere Freiheit (und sei es die nach dem Tod) mitzugehen; ja sie ist Begleitung in Krisensituationen oft am Rand des Todes, die darauf zielt, Menschen in größter Angst bzw. Einsamkeit zu erreichen, ihnen beizustehen, es mit ihnen mit auszuhalten und ggf. zu helfen, wieder auf die Beine zu kommen, Anschluss und Unterstützung zu finden. Das wäre Case Management im christlichen Sinn.

DiakonInnen verfolgen das Ziel, dass Menschen ihren Lebensweg in Freiheit und Liebe, in Selbstbestimmung, Verantwortung und im lebendigen Vertrauen darauf gehen, dass sie als Ebenbilder Gottes zur Ausbildung dessen bestimmt sind, was in ihnen an Gaben angelegt, an Prüfungen auferlegt ist oder was ihnen die „nächsten“ Menschen um sie mit dem Levinas'schen Gebot der Nächstenliebe abverlangen (vgl. Haslinger). Das zu tun, ist als solches schon Zeugnis bzw. Kommunikation des Glaubens – darf aber gedeutet werden z.B. als Kommunikation des Evangeliums.

18. Diesen Auftrag erfüllen freilich nicht nur Diakoninnen und Diakone, sondern auch GemeindepädagogInnen, ja bisweilen Pfarrerinnen und Pfarrer und öfter als alle Profis zusammen „normale“ Christenmenschen. Es ist ja der Auftrag aller. Gegenwärtig wird uns bewusst, dass ihn sogar auch *Menschen ohne Religion oder anderer Religionen* erfüllen, v.a. der abrahamitischen Religionen, die die Option Gottes für die Armen (sprich das Gerechtigkeitsthema) nicht aus ihren Gründungsdokumenten löschen können.

Anders als die explizite Bezeugung des Glaubens oder dessen Besinnung auf sich selbst bleibt es bei der Diakonie unklar, wer neben den explizit Beauftragten ebenfalls noch einen solchen Auftrag *faktisch, implizit, anonym und unerkannt* erfüllt. Das war schon beim Barmherzigen Samariter so und bei denen, die die Werke der Barmherzigkeit taten. Es gibt von daher auch das anonyme DiakonInnentum bzw. das DiakonInnentum aller Gläubigen und womöglich sogar von Ungläubigen.

²⁴ Analog arbeiten übrigens auch ReligionslehrerInnen an staatlichen Schulen, wenn sie als BeamtenInnen sowohl dem Staat zu Treue verpflichtet sind wie durch ihre Vokation auch der Kirche und ihrem Auftrag. Analoges gilt für Militär-, Polizei- und NotfallseelsorgerInnen.

Die Rummelsberger werden durch ihr Altarbild in der Philippuskirche daran erinnert, diese *Werke auch als christliche zu deuten*. Aber auch sie wissen, dass andere eben solche Dinge tun, weil und wenn es wie in der Szene in Mt 25 oft genug unbewusst geschieht: „*Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und haben dir zu essen gegeben? oder durstig und haben dir zu trinken gegeben?*“ (Mt 25,37ff). Gute Werke können sekundär als diakonische Werke gedeutet werden, sie müssen es aber nicht und können aber dennoch – jedenfalls für diakonisch reflektierende Menschen – Werke der Liebe sein. Zur Selbstzurücknahme von DiakonInnen gehört (neben dem Respekt vor der Selbstbestimmung der ihnen anvertrauten Menschen) auch das Zutrauen, dass Werke der Liebe selbst sprechen können, d.h. als solche schon eine eigene Gattung der Kommunikation des Evangeliums darstellen.

19. Aber von kirchlich beauftragten Diakoninnen und Diakonen wird man eine **kommunikativ offene Deutungsleistung** ebenso erwarten können wie fachlich gute Hilfe- oder Unterstützungsleistungen, die die selbstbestimmte Teilhabe, die Freiheit und Liebe derer in welcher Not auch immer fördert, wie auch ein Bewusstsein für die Spiritualität solcher Grenzsituationen und den politischen bzw. anwaltschaftlichen Einsatz, um die Ursachen von Not zu beheben, oder gute Bildungsarbeit in Fachschulen und Fachhochschulen, um diese Erfahrungen an die nächste Generation weiterzugeben. Das ist aber nicht das einzige, was man von Diakoninnen und Diakonen erwarten kann.

Drei Dinge ergeben sich aus dem bisher Gesagten noch:

20. Erstens: Weil Diakoninnen und Diakone auf Grund ihres Auftrags *nicht nur innerhalb* der kirchlichen oder diakonischen Anstaltsmauern in der Kita, der Jugendarbeit, der Familienzentren, in Jugend- und Behindertenhilfe, im Altenheim oder in der Hospizgruppe tätig sind, *sondern auch außerhalb*, sind sie die **idealtypischen Mitarbeitenden einer Kirche an pluralen Orten**, wie es Annette Noller in ihrer Habilitationsschrift „Diakonat und Kirchenreform“ ausführlich entfaltet hat: solchen der sichtbaren Kirche in ihrer Münchener Dreigestalt als Christentum des Einzelnen, der Kirche und außerhalb der Kirche in der Gesellschaft – nein, auch solchen Orten der unsichtbaren Kirche, zu der auch DiakonInnen als Mitarbeitende im Sozialamt, bei der Tafelarbeit, der Arbeitsagentur oder in der Entwicklungsarbeit oder bei der privaten Pflegedienstkonkurrenz gehören.
21. Zweitens: Insofern tut Kirche gut daran, sich dieser oft auch außerhalb verorteten AmtsträgerInnen zu erinnern und ihnen in der Kirche eine viel klarere Rolle als bisher zuzuweisen – auch im Austausch mit anderen Berufen/Ämtern. **Denn DiakonInnen sorgen für bzw. symbolisieren die Einheit der Kirche an pluralen Orten**. M. E. brauchen DiakonInnen dafür besondere Verankerung und Rückendeckung, weil und wenn sie auch außerhalb von Kirche im engeren Sinn unterwegs sind.

Denn sie sind die **Brückenbauer, „Dazwischengeher“, Vermittler** (Benedict nach Collins), die als solche der Kirche gegen ihre Milieuverengung oder organisationale bzw. parochiale Selbstreferenzialität bzw. *Incurvatio ecclesiae in se ipsum* auf die bürgerliche, oft sich selbst genügende Mittelschicht beistehen und ihr zur Selbsttranszendenz verhelfen. Und sie bringen das Christentum nicht dorthin, wo wir meinen, dass es nottut, sondern entdecken es in Analogie zu Mt 25 an vielen Orten „außerhalb“ dort als längst schon gelebt bzw. staunen über den Rollentausch, wer wem zum Nächsten wird (Lk 10). Es gehört zu ihrem Amt, dies zurückzubringen auf die Kanzel (Predigt – ja auch das!) oder an den Altar (Fürbitte), in Gremien und Ausschüsse als Bericht. Oder sie erweitern mit ungewohnten GottesdienstbesucherInnen die *Communio* des Abendmahls nach Gattung und Tonart.

22. Drittens: Sie tun das nicht immer auf dem hohen Reflexionsniveau der Münchener Schule, durch die ich selbst gegangen bin, sondern als Fachleute und Christenmenschen, die ihren **Beruf und ihre Berufung als Beziehungspflege** verstehen. D.h. jedes bipolare Klienten-, Kundinnen-, Nutzer- oder Adressatinnenverhältnis, das auch durch Recht, Gesetz, Vertrag und auch AVR geregelt wird, transzendieren DiakonInnen dadurch, dass sie in jedem dieser Menschen den Bruder oder die Schwester sehen, die ihnen der Herr gesandt hat – so jedenfalls Diakone und Diakoninnen in ihren Selbstzeugnissen (Hödl/Zippert 2015). Diese **Triangulierung der professionellen Beziehungsarbeit** ändert alles. Dadurch bekommt die professionelle Beziehungsarbeit sozusagen einen anderen Grund, eine andere Grundierung, eine andere Farbe, einen anderen Ton, weshalb sie z.B. nicht nur zu professioneller Distanz, sondern auch zu professioneller Nähe fähig sind und länger als andere dabeibleiben („...“, dass keiner verloren geht“).

23. Für das **Miteinander der Berufe** im Raum von Kirche im weiteren Sinn braucht es m.E. darüber hinaus:

- das *Wahrnehmen und Kennenlernen der gemeinsamen Praxis* der Kommunikation des Evangeliums in den jeweils anderen Berufen durch Praktika oder wenigstens Hospitationen,
- das *gemeinsame Lernen* schon in der Ausbildung (leichter in den zweiten als in den ersten Phasen der Ausbildung, um eine gemeinsame Sprache bzw. eine Sprache für den gemeinsamen Auftrag zu üben),
- das *gemeinsame Feiern* durch Beteiligung an Gottesdiensten an welchem Ort auch immer,
- das *gemeinsame Leiten und Entscheiden* in regionalen, berufsübergreifenden Konventen aller hauptberuflichen Mitarbeitenden über die berufsspezifischen Konvente hinaus – für die Wahrnehmung und Einbeziehung der ehren- und nebenamtlichen Mitarbeitenden müssen auf Grund des geringeren Zeitbudgets geeignete (mediale?) Formen entwickelt werden;
- das Lernen in *gemeinsamen Projekten* und
- das immer neue Eröffnen von Gemeinschaft durch *Leitung*.

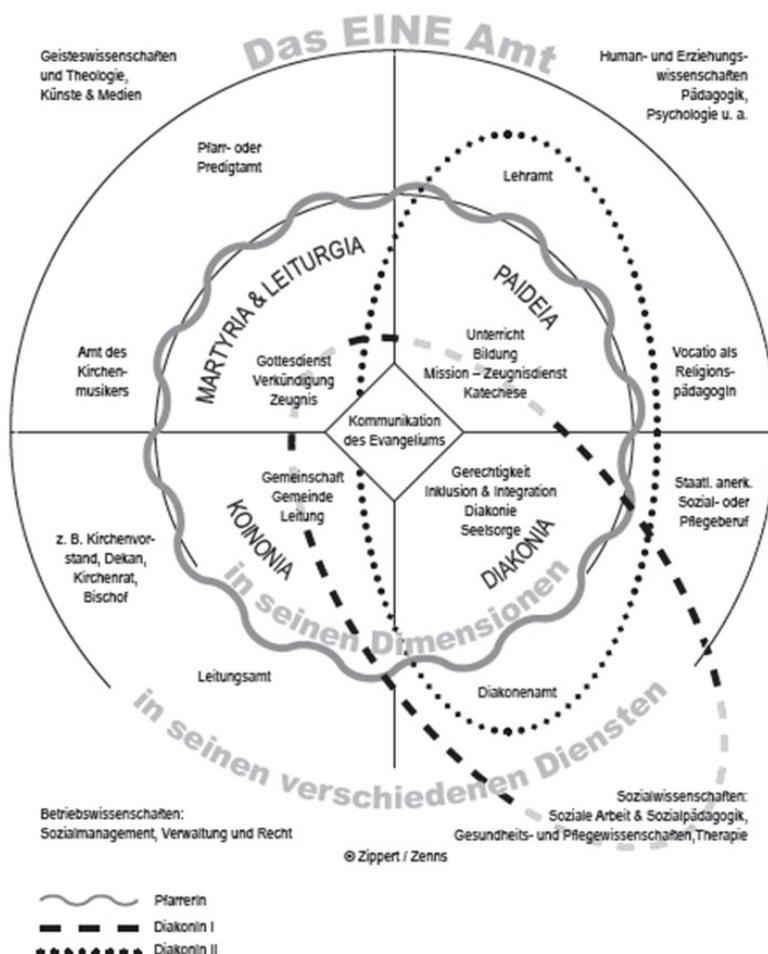


Abb. 1 nach: Thomas Zippert, Das DiakonInnenamt im Zusammenspiel der Berufsgruppen – eine Orientierungshilfe, in: Günter Breitenbach, Andrea Heußner, Martin Neukamm, Thomas Popp (Hg.), Das Amt stärkt den Dienst. Konsultation zum Diakonenamt (Rummelsberger Reihe 11), Bielefeld 2014, S. 87-116; weiterentwickelt von Diakonin Doris Zenns: Auch andere „Zuschnitte“ der Dienste sind leicht vorstellbar und berufsbiografisch entwicklungsfähig.

Die Qualität von Leitung hängt insofern nicht an einem der kirchlichen Berufe oder Ämter, sondern sie erweist sich in ihrer Funktionalität, dass sie die eben in **fünf Punkten** zusammengefasste Gemeinschaft im Auftrag fördert, indem sie ermöglicht, sich gegenseitig wahrzunehmen (Episkopé/ Visitation), sich füreinander zu öffnen und die Auftragserfüllung(en) zu koordinieren.²⁵ Dafür braucht es zumindest so viel multirationale und multirelationale Schnittstellenkompetenz, um auch in ausdifferenzierten Spielarten und Dimensionen mit unterschiedlichen Doppelqualifikationen Kommunikation des Evangeliums wahrnehmen zu können. Theologie sollte eine Basiskompetenz für alle Dimensionen vermitteln; andere kirchliche Berufe mögen über weniger theologische Kompetenz verfügen, dafür aber über doppelte Qualifikationen, die weit über das Gebiet der Theologie hinausreichen. Durch Fort- und Weiterbildung eröffnen sich weitere Kompetenzdimensionen.

Die Basis dieser Leitungskompetenz ist der allen ChristInnen gemeinsame Auftrag der Taufe zur Kommunikation des Evangeliums (allgemeines Priestertum). Deshalb üben in gut evangelischer Tradition speziell ausgebildete Professionelle und das allgemeine Priestertum gemeinsam dieses Amt aus.

24. **Zusammenfassung:** Diakonie ist Grundauftrag der Kommunikation des Evangeliums und so Querschnittsdimension aller kirchlichen Handlungsfelder. Diakonie findet aber auch außerhalb von Kirche im engeren Sinn an einer Fülle anderer Orte statt. Man kann wie vom allgemeinen Priestertum auch von einem allgemeinen DiakonInnenstum sprechen, was nicht aus-, sondern einschließt, dass es diakonische SpezialistInnen braucht, die dies verlässlich, kompetent und erkennbar im Auftrag der Kirche tun. DiakonInnen sind, um Freiheit und Liebe zu fördern („selbstbestimmte Teilhabe“), intermediär/multirational und multirelational an pluralen Orten von Kirche (und darüber hinaus in Gemeinwesen und Gesellschaft) unterwegs, und zwar für – besser: *mit* – Menschen, die dies nicht (noch nicht/nicht mehr) gut allein können. Dies tun sie mit Sensorium und Analyse-/Deutungskompetenz für die Gründe, Ziele und Bestimmungen menschlicher Existenz in christlicher Perspektive (Menschen-/Gesellschaftsbild, „vision of life“, spirituelle Dimension).

Literatur

Arnold, Maik u.a., Perspektiven diakonischer Profilbildung: Ein Arbeitsbuch am Beispiel von Einrichtungen der Diakonie in Sachsen. Leipzig: EVA 2017.

Merz, Reiner / Schindler, Ulrich / Schmidt, Heinz (Hg.), Dienst und Profession. Diakoninnen und Diakone zwischen Anspruch und Wirklichkeit (VDWI 34), Heidelberg: Winter 2008 (darin Aufsätze von Bubmann und Zippert).

Benedict, Hans-Jürgen, Barmherzigkeit und Diakonie: Von der rettenden Liebe zum gelingenden Leben (DIAKONIE / Bildung - Gestaltung - Organisation, Band 7), Stuttgart: Kohlhammer 2008.

Bubmann, Peter / Sill, Bernhard (Hg.): Christliche Lebenskunst. Regensburg: Pustet 2008.

Fermor, Gotthard, Kirchliche Berufe – der eine Dienst und die vielen Ämter, in:
<http://www.ekir.de/www/service/vortrag-fermor-13081.php>

²⁵ Wenn der Begriff der *Ordination* für alle diese Dimensionen des Auftrags umfassenden Dienst gewählt werden soll, beinhaltet er den Dienst der *Koordination* aller dieser Dimensionen (nach einer Anregung durch Thomas Popp).

- Grethlein, Christian, *Praktische Theologie*, Berlin: de Gruyter 2012.
- Härle, Wilfried, *Ethik*, Berlin u.a.: de Gruyter 2011.
- Haslinger, Herbert, *Diakonie. Grundlagen für die soziale Arbeit der Kirche*, Paderborn: Schöningh (UTB) 2008.
- Hauschildt, Eberhard: *Wider die Identifikation von Diakonie und Kirche*, PTh 89 (2000) S. 411-415.
- Hauschildt, Eberhard / Pohl-Patalong, Uta, *Kirche. Lehrbuch Praktische Theologie*, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2013.
- Dieter Hödl, Thomas Zippert (Hg.): *Doppelt qualifiziert. Erfahrungsberichte und Reflexionen zum Selbstverständnis von Diakoninnen und Diakonen (Diakonat – Kirche – Diakonie 1)*, Leipzig: EVA 2015.
- Kaiser, Jochen-Christoph, „Sozialer Protestantismus und ‚Zweitkirche‘: Entstehungskontext und Entwicklungslinien der Inneren Mission“, in: Karl Gabriel (Hg.), *Herausforderungen kirchlicher Wohlfahrtsverbände. Perspektiven im Spannungsfeld von Wertbindung, Ökonomie und Politik*, Berlin 2001, 27-47 (auch im Studienbuch *Diakonik* Bd. 2, 2006, abgedruckt).
- Körtner, Ulrich H. J., *Nächstenliebe, Freiheit und Fürsorglichkeit. Ethische Herausforderungen der Diakonie zwischen Autonomie und Angewiesenheit*. In: Peter Helbich, Peter Oberender, Jürgen Zenker (Hg.): *Diakonische Perspektiven für innovative Strategien Impulse für eine nachhaltige Unternehmensführung in der Sozial- und Gesundheitswirtschaft*. Stuttgart: Kohlhammer 2015, S. 57-72 (Tagung Bethel 2014 www.Bethel-wissen.de/cms/261-1-52).
- Noller, Annette: *Diakonat und Kirchenreform. Empirische, historische und ekklesiologische Dimensionen einer diakonischen Kirche (Diakonat – Theoriekonzepte und Praxisentwicklung, Bd. 5)*. Stuttgart: Kohlhammer 2016.
- Rannenberg, Jens: *Diakonische Unternehmen als Gemeinde: Kriterien und Prozessgestaltung (Reihe Diakoniewissenschaft/Diakoniemanagement, Band 6)*. Baden-Baden: Nomos, 2016.
- Roosen, Richard, *Die Kirchengemeinde - Sozialsystem im Wandel: Analysen und Anregungen für die Reform der evangelischen Gemeindeführung (Arbeiten zur Praktischen Theologie, Band 9)*, Berlin 1996 (Reprint 2015).
- Rössler, Dietrich, *Grundriß der Praktischen Theologie*, Berlin: de Gruyter 1993 (2. Auflage).
- Schmidt, Heinz / Hildemann, Klaus D., *Nächstenliebe und Organisation. Zur Zukunft einer polyhybriden Diakonie in zivilgesellschaftlicher Perspektive*, Leipzig 2012.
- Zippert, Thomas / Beldermann, Jutta / Heide, Bernd (Hg.): *Brücken zwischen Sozialer Arbeit und diakonischer Theologie. Zur Eigenart der sozialdiakonischen Doppelqualifikation von Diakoninnen und Diakonen (Diakonie – Kirche – Diakonat 2)*, Leipzig: EVA 2016 (2. Auflage 2017).
- Zippert, Thomas, *Das DiakonInnenamt im Zusammenspiel der Berufsgruppen – eine Orientierungshilfe*, in: Günter Breitenbach, Andrea Heußner, Martin Neukamm, Thomas Popp (Hg.), *Das Amt stärkt den Dienst. Konsultation zum Diakonenamt (Rummelsberger Reihe 11)*, Bielefeld 2014, S. 87-116.

Erstreaktionen

Dr. Matthias Hartmann

„Angehörige kirchliche Berufsgruppen sind essenzieller Bestandteil und müssen essenzieller Bestandteil der Mitarbeiter in der Diakonie bleiben.

Für ein besseres Miteinander wünsche ich mir:



- Weniger gegenseitige Abgrenzung, die allzu oft in Feindschaft und Missbilligung abgeleitet.
- Eine noch bessere Prüfung der persönlichen Eignung für die jeweilige Stelle. Erst diesem Schritt darf dann die Frage nach der Berufsgruppenzugehörigkeit gestellt werden.
- Anerkennung der Doppelqualifikation der Diakone. Es ist notwendig, dass Doppelqualifikationen, ähnlich wie bei Diakonen, auch in anderen Berufsgruppen üblich werden bzw. dort wo sie es schon, dass diese auch entsprechend in das Berufsfeld, Stellen bezogen und gaben orientiert, eingebracht werden.“

Dr. Günther Breitenbach

„Drei Punkte möchte ich nennen:

- Diakonia muss als Teil des kirchlichen Auftrags verstanden werden.
- Diakonia ist ein einfacher Teil der lokalen Arbeit im sozialen Raum. In dieser Funktion dient er zur Förderung und zugleich Stärkung der Wahrnehmung des Sozialraumes.
- Institutionelle Diakonie muss als eigene Größe wahrgenommen und geschätzt werden. Die institutionelle Trennung von Kirche und Diakonie hat rein funktionale Gründe.“

Prof. Dr. Thomas Popp

„Aus Perspektive der diakonischen Ausbildung möchte ich anmerken:

- Seit 2010 hat eine Akademisierung der Diakonenausbildung stattgefunden. Aufgrund der guten Erfahrungen im Bereich der Diakonenausbildung wird derzeit eine Studiengangsreform in enger Zusammenarbeit mit der evangelischen Hochschule Nürnberg und den dort ansässigen Religionspädagogen vorangetrieben.
- Unser Ziel in der Diakonenausbildung ist es vielseitige Qualifikationen schon in der Ausbildung in den Blick zu nehmen und entsprechende Grundlagen zu legen.
- Mit Blick auf den Gottesdienst findet derzeit ein Abstimmungsprozess mit dem Gottesdienstinstitut statt: unterschiedlichen Konzepte, wie homiletisch gearbeitet wird um für Kündigung adäquat zu ermöglichen, werden derzeit miteinander verglichen.“

Diakonia - Diskussion im Plenum

Peter Huschke

- Aus der Perspektive eines Dekans ist es wichtig, dass der Bereich der Diakonie auch in betriebswirtschaftlicher Perspektive funktioniert. Dieser Blickwinkel kam bisher recht kurz vor.
- Durch die Professionalisierung der Diakonie werden viele Ehrenamtliche verschreckt. Umgekehrt sind viele Angestellte der Diakonie in der Kirche aktiv.
- Durch Mitarbeit von Angestellten der Diakonie im kirchlichen Bereich wird Diakonie erfahrbar und Teil der kirchlichen Arbeit in Gemeinde und Region.

Hanna Wirth

- Kooperation ist immer personal geprägt und der persönliche Kontakt trägt entscheidend zur gelungenen Zusammenarbeit bei.

Anne-Lore Maurer

- Ein diakonisches Praktikum in den verschiedenen Ausbildungen wäre sinnvoll.

Barbara Kittelberger

- Diakonia hat die vorrangige Aufgabe, Menschen zur selbstbestimmten Teilhabe zu verhelfen. In der aktuellen Situation gilt dies auch und besonders für Flüchtlinge und deren Integration.

Gotthard Fermor

- Diakonia ist Schnittstellenpraxis: Kirche wird durch Diakonie in der Gesellschaft relevant und zur Schnittstelle.

Friedemann Hennings

- Die Diskussion ist momentan noch zu eng und zu kirchlich, weil die Sozialpädagogen und Sozialpädagoginnen, die nicht an der evangelischen Hochschule in Nürnberg studiert haben und einen normalen universitären Abschluss haben, nicht vorkommen.

Christiane de Vos

- Der Vorteil von Doppelqualifikation sollte auch als mögliches Motiv für einen Arbeitgeberwechsel von oder zur Kirche in den Blick genommen werden.

Isolde Schmucker

- Die Wirkung der Diakonischen Dienste in der Öffentlichkeit ist erheblich. Sie sind genauso Vertreterinnen und Vertreter von Kirche nach außen, wie Pfarrerinnen und Pfarrer.

Elisabeth Peterhoff

- Kirche und Diakonie sind gleichrangig. Das „UND“ muss gestärkt werden.
- Diakone sind „Brückenmenschen“. In dieser Funktion bieten sie ein enormes Potenzial für die Wirkung nach außen und treten authentisch für Glaubwürdigkeit der Kirche insgesamt ein.

Armin Felten

- Aus dem Wahrnehmen sollte auch Wertschätzen werden.

Heinz Karrer

- Doppelqualifikationen müssen gestärkt werden, weil und wie es bei Diakonen schon klappt. Dabei müssen die organisatorischen Fragen, wie die Doppelqualifikation gewährleistet werden kann, niederschwellig gelöst werden.

Christian Eyselein

- Diakonia, leiturgia und martyria sind elementare Bestandteile im Gottesdienst. Diese Bestandteile können eigentlich nicht getrennt gedacht werden.

Paideia

Bildung und Erziehung
als Dimension des kirchlichen Auftrags



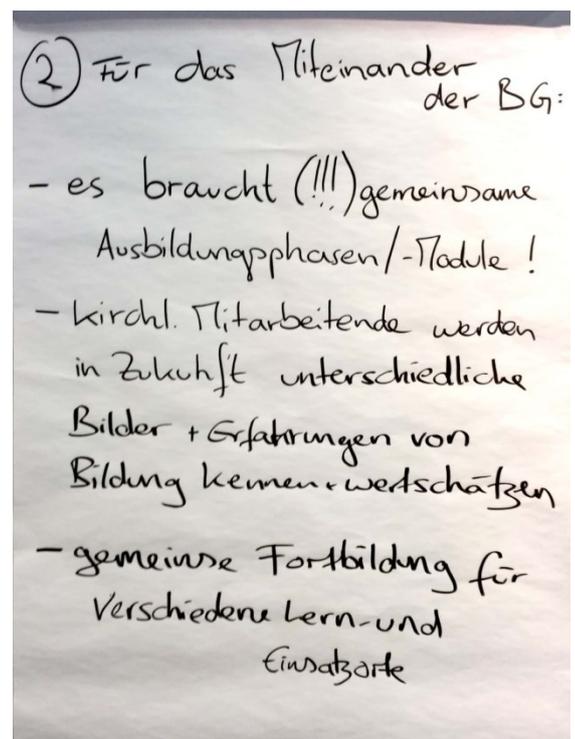
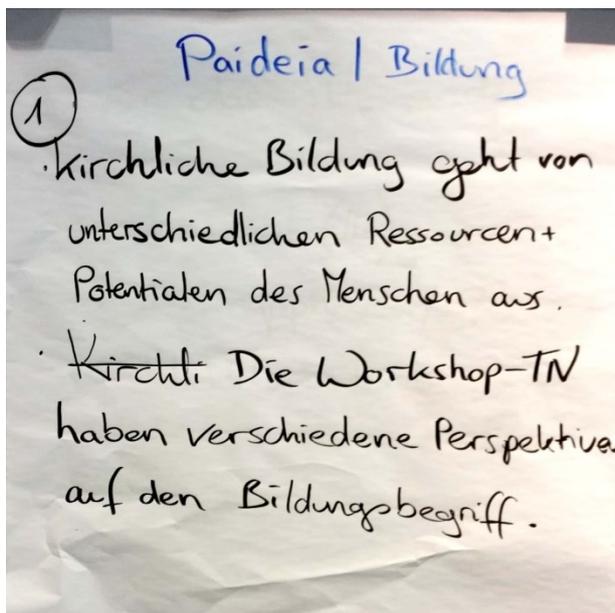
Erkenntnisse aus der Wandzeitung

- Kirchliche Bildung geht von unterschiedlichen Ressourcen und Potentialen des Menschen aus.
- Die Workshop-TN haben verschiedene Perspektiven auf den Bildungsbegriff.



Für das Miteinander der Berufsgruppen:

- Es braucht (!!!) gemeinsame Ausbildungsphasen/-Module!
- Kirchl. Mitarbeitende werden in Zukunft unterschiedliche Bilder und Erfahrungen von Bildung kennen und wertschätzen
- Gemeinsame Fortbildung für verschiedene Lern- und Einsatzorte



Prof. Dr. Gotthard Fermor

Paideia – Bildung als Dimension des kirchlichen Auftrags

I. Gemeindepädagogische Zugänge

Die Gemeindepädagogik wird in diesem Jahr 44 Jahre alt, setzt man wie in den meisten Selbsthistorisierungen üblich, die 1974 zeitgleich erschienenen Vorträge von Eva Heßler im Osten und Enno Rosenboom im Westen, die diesen Titel verwenden, als Beginn der gemeindepädagogischen Zeitrechnung an. Auch wenn der Begriff schon vorher in EKD-Kreisen etwas kursierte, ist es richtig, dass der Anfang der 70er Jahre für den Begriff und die Wissenschaft der Gemeindepädagogik als Startschuss anzusehen sind. Die Gründe für ihre Entstehung sind heute weithin akzeptiert. Angesichts enormer kirchlicher und gesellschaftlicher Umbrüche war *Bildung* die Antwort auf diese Krisenwahrnehmungen: Nicht mehr die Vermittlungsagenda der katechetischen Tradition, sondern Erschließung und Aneignung in subjektorientierten Lernprozessen, Orientierung an Plausibilität statt dogmatischer Richtigkeit, Wahrnehmung von Lebenswelten statt kirchlicher Milieuverengung waren nur einige der wesentlichen Antriebsmotive. Insofern ist der gemeindepädagogische Zugang zur Dimension der paideia ein zentraler.

Es ist heute Standard, dass Gemeindepädagogik nicht nur sektoral aufgefasst und angegangen wird, im Sinne einer Professionalisierung der „anderen Mitarbeiter/innen“ in kirchlichen Handlungsfeldern vom Elementarbereich bis zur Altenbildung, sondern auch als Dimension jeglicher kirchlicher Praxis zu verstehen ist. Dass also da, wo Menschen sich in „Gemeinden“ von der kirchengemeindlichen Projektgruppe, über gemeinwesenstnahe Netzwerke bis hin zu Großgemeinden auf Zeit zusammenfinden, um gemeinsam Glauben zu leben, es immer auch darum geht, dies zu *lernen*. Damit erweiterte sich der Reflexionsbereich der Gemeindepädagogik auch über die Berufsgruppe der pädagogisch Mitarbeitenden hin zu allen kirchlichen Berufsgruppen (auch zu den Pfarrer_innen, in deren Ausbildungscurricula Gemeindepädagogik Einzug hielt). Das leitende Anliegen der „Kommunikation des Evangeliums“ im Hinblick auf eine Vielfalt von kirchlichen Praxiskontexten wird heute in der Gemeindepädagogik meist durch die Entfaltung eines theologisch qualifizierten Bildungsbegriffs angegangen. Gemeindepädagogik ist so eine Theorie kirchlich verantworteter außerschulischer Bildungsorte. Sie wird zusammen mit der auf schulische Kontexte bezogenen Religionsdidaktik, auf die sie sich komplementär bezieht, unter einem Dach einer allgemeinen Religionspädagogik gesehen, und/oder als Teilgebiet der Praktischen Theologie. An den entsprechenden praktisch-theologischen Lehrstühlen ist sie jedoch immer noch kaum etabliert, sondern eher ein Phänomen von Fachhochschullehre und -forschung.

Diese Orientierung am Bildungsbegriff hat immer wieder Frage nach der Stimmigkeit des Begriffs Gemeindepädagogik aufkommen lassen - wäre eine „Theorie kirchlicher Bildungsarbeit“ nicht angemessener? Ich meine allerdings, dass die Spannung in diesem Begriff einen programmatischen Mehrwert hat, dass gerade sein Charakter als Kompositum die Reflexionslinien seiner beiden programmatischen Platzhalter, „Gemeinde“ und „Pädagogik“ lebendig zusammen hält: „Pädagogik“ zeigt der Kirche an, dass es zur Kommunikation des Evangeliums gehört, die Menschen zu sehen, in ihren Lebensläufen, Lebenslagen und Lebenswelten – gibt es hier keine gemeinsamen Wahrnehmungs- und Entdeckungszusammenhänge (communio!), gelingt auch keine Kommunikation. „Gemeinde“



zeigt der Gesellschaft an, dass es einen gemeinsam (communio!) gestalteten Umgang mit der eigenen latenten oder manifesten Spiritualität braucht, dass es geteilte Formen, Rituale, Traditionen, Sprachwege für das eigene Verhalten zum Unverfügbaren braucht, sonst gelingt auch hier keine Kommunikation. Ich gebrauche dieses Wort der Gemeindepädagogik im Sinne einer produktiven und verheißungsvollen Spannung und sehe hierin einen originellen Beitrag im Rahmen einer umfassender zu entwerfenden multilokalen Religionspädagogik.

Von der Sache her, hält die Gemeindepädagogik den grundsätzlichen Blick auf Bildung als Dimension kirchlicher Praxis lebendig und zwar durchaus so, dass sie von ihrem dimensionalen Ansatz her, die paideia als Querschnittsperspektive allen kirchlichen Handelns aufzufassen vermag.

Menschen machen sich von klein auf ein Bild von sich, von anderen, von der Welt, von Gott, sie bilden sich und müssen sich bilden. Das tun sie auch ohne Kirche. Kirchliche Bildungsarbeit ist überzeugt, dass das Material der jüdisch-christlichen Tradition ein wertvoller, substantieller und Perspektiven erweiternder Input für diese Prozess der Selbstbildung bereithält, den es lohnt, in die gegenwärtige Wege dieser Prozesse in der Gesellschaft einzubringen.

II. Bildungsherausforderungen

Bevor ich auf die Rolle der paideia im Konzert der dimensional kirchlichen Aufgabenkultur zu sprechen komme, will ich für die Profilierung der paideia als Teil dieses dimensional Zusammenhangs in zwei Schritten einige gegenwärtige Herausforderungen benennen.

1. Wahrnehmung von Religiosität und lebensweltlicher Theologie – die kulturell-kommunikativen Bildungsherausforderungen

Soll die Kommunikation des Evangeliums im Horizont von Bildung gelingen, dann ist es unerlässlich wahrzunehmen, wie Kinder, Jugendliche und Erwachsene von Religion sprechen, denn sie sind keineswegs sprachlos. Neben der viel beschworenen Beförderung von Sprachfähigkeit als gemeindepädagogischer Maxime, gilt es zunächst auch eine Hörfähigkeit zu entwickeln, Fragen zu vernehmen, bevor Antworten gegeben werden, und – was die vielen empirischen Untersuchungen angeht – überhaupt die richtigen Fragen in der Kommunikation zu stellen. Diese zahlreichen Untersuchungen für die eigene Praxistheorie zu berücksichtigen ist für diese Hörfähigkeit wesentlich. Noch nie war es so gut aufbereitet wie heute, was Menschen über ihre Religiosität zu sagen bereit sind: Neben den Mitgliedschaftsstudien, den beiden Religionsmonitoren, zahlreichen Jugendstudien, den Konfirmandenstudien, ist auch auf die boomende interdisziplinäre Spiritualitätsforschung zu verweisen, die viele Studien generiert, die nicht im kirchlichen Gestaltungsinteresse ein breites und z.T. differenziertes Bild liefern, was Menschen zunehmend mit diesem Begriff verbinden. Die Herausforderung besteht für Gemeindepädagogik/kirchliche Bildungstheorie dann darin, sich zu fragen, ob sie das, was dort als Abgrenzungsphänomene, als individualistisches Plausibilitätskriterium, als Religionskompositionen und Patchworkphilosophien, als multiple religiöse Identitäten, als temporäre und alternative Gemeinschaftsbildungen und immer wieder als ambivalentes Bindungsverhalten zu institutioneller Religiosität wahrzunehmen ist, als Bestandteil ihrer theologischen Arbeit und pädagogischen Gestal-

tung zu integrieren bereit ist.²⁶ Solch eine elementare Theologie, die die Grundelemente von Religion – ob in kirchlicher oder nicht-kirchlicher Sprachform – in den Lebenswelten von Menschen zu entdecken vermag, braucht es dringend für Kinder, Jugendliche und Erwachsene. Im Sinne einer lebensweltlichen Dogmatik kann das Erschließungspotential dogmatischer Tradition, das z.B. in den Gehalten der Rechtfertigungslehre aktueller nicht sein könnte, seine Kraft nur in dieser Kommunikation entwickeln. Dazu braucht es die *communio*, den gemeinsamen Wahrnehmungs- und Verständigungsboden, das, was Menschen „gemein“ ist (Roland Degen) – eine bleibende gemeindepädagogische Herausforderung, auch für die sich entwickelnde Szene der Glaubenskurse, die sich dieser Herausforderung stellen sollte, wenn sie beansprucht, den Bildungsgedanken zu verfolgen (und den der Mission streng darauf beziehen). Nachweislich gemein ist vielen Menschen ein popkultureller Zugang lebensweltlicher Verständigung (es können mehr Menschen über einen aktuellen Kinofilm mit religiösen Themen sprechen, als über die Predigt des letzten Sonntags). Ingo Reuters Entwurf einer popkulturellen Dogmatik²⁷ ist ein verheißungsvoller Ansatz, wer bestreitet damit einen Glaubenskurs? In der gemeindepädagogischen Forschung ist immer wieder von kulturell-kommunikativer Kompetenz die Rede: Wo teilen wir lebensweltliche Horizonte mit den Menschen im Sozialraum?

Diese Kompetenz betrifft auch die interkulturellen und interreligiösen Herausforderungen gemeindepädagogischer Arbeit, die sich von der Kita, über die offene Tür bis in die Altenbildung hinein verfolgen lassen – gemeindepädagogisch oft noch ein Entwicklungsland. Eine theologische Grundierung innerchristlicher und interreligiöser Pluralität ist hierfür unerlässlich.

2. Die Wahrnehmung gesellschaftlicher Rahmenbedingungen – die strukturellen Bildungsherausforderungen

Die Umbrüche zu einer totaldigitalisierten Medien- und Informationsgesellschaft sind zu nennen, ebenso wie die ökonomiegesteuerten Umbauprozesse, die unter den Stichworten der Flexibilisierung, der Beschleunigung und der Entgrenzung wahrzunehmen sind, mit all ihren Folgen für die Veränderung familialer Strukturen. Familienbildung als gemeindepädagogische Aufgabe ist unter diesen Vorzeichen noch einmal neu zu durchdenken, im Verbund mit Erziehungs- und Sozialisationsforschung. Medienpädagogik und Medienethik sind in diesem Horizont unverzichtbar – hier liegen enorme und oft noch unterschätzte Herausforderungen, vor allem unter den Stichwort der Entgrenzung, die nicht nur die dauerverkabelten Jugendlichen betreffen, sondern für digital natives wie digital immigrants gleichermaßen virulent sind.

Der Umbau unserer Bildungssysteme (G 8, BA/MA-Reform) hat weitreichende Auswirkungen auf gemeindepädagogische Arbeit – die zeitliche Konzentration auf das System Schule und die fortschreitende Entstrukturierung der Jugendphase bedrohen nicht nur gemeindepädagogische Formate in der Jugendarbeit. Die Umbrüche gelten gleichermaßen für die Bildungschancen und –gelegenheiten von Erwachsenen.

Gleichwohl sind genau hier auch die Chancen in den Herausforderungen zu benennen: Gerade die Bildungsorte und Lernwelten des non-formalen und informellen Lernens können als widerständiges und korrigierendes, entlastendes und befreiendes Potential der eigenen Persönlichkeitsbildung ins

²⁶ Vgl. dazu: Gotthard Fermor, *Spiritualität und Bildung. Systematisch-theologische und gemeindepädagogische Perspektiven*, in: Bernd Beuscher/Hildegard Mogge-Grotjahn (Hg.), *Spiritualität interdisziplinär. Entdeckungen im Kontext von Bildung, Sozialer Arbeit und Diakonie*, Berlin 2014, 171,-192, hier: 172-179.

²⁷ Ingo Reuter, *Der christliche Glaube im Spiegel der populären Kultur*, Leipzig 2012.

Bewusstsein gehoben werden. Das gilt für die Offene Tür und die Jugendkirche genauso wie für zahlreiche Formate der Erwachsenenbildung.

Gemeindepädagogik entwirft sich hier im Kontakt mit wesentlichen Bereichspädagogiken, wie der Kulturpädagogik (vgl. das Stichwort der „Gemeindekulturpädagogik“), der Erlebnispädagogik, Spielpädagogik u.v.a.m.

Oft werden diese Formate aber nur in Kooperationen zu realisieren sein, z.B. wie in NRW, wo ein „Bündnis für Freiräume“ entstanden ist. Und es hilft nicht, hier Parallelwelten zu postulieren. Diese Freiräume sind auf die gesellschaftlichen Systeme von Bildung und Arbeit zu beziehen, hier gilt es die Schnittstellen zu bedenken und zu gestalten, beispielsweise die von Schule und Ortsgemeinde. Auch das Stichwort der Bildungsgerechtigkeit, für das die Wahrnehmung von Lebenslagen in der Gemeindepädagogik steht, ist nicht nur ein schulisches Thema. Auch hier braucht es außerschulische Bildungsräume, um strukturelle Ungerechtigkeiten ausgleichen zu können. Berufsberatung und –begleitung ist eine noch weiter zu entdeckende gemeindepädagogische Herausforderung. Die Schnittstellen zur diakonischen Praxis seien hier markiert. Es zeigt sich in dieser Herausforderungsperspektive deutlich, wie sehr die interdisziplinäre Grundanlage der Gemeindepädagogik, für das der Platzhalter „Pädagogik“ steht, unerlässlich ist – Soziologie zur Wahrnehmung von Lebenswelt und Lebenslagen und Psychologie zur Wahrnehmung von Lebensläufen, um nur diese beiden zu nennen.

Denn die Frage ist doch sehr ernst zu nehmen, in welcher Weite wir in der kirchlichen Bildungstheorie und –praxis die sich wandelnden Lebenswelten wahrnehmen.

Für mich ist dabei z.B. die Megatrend-Map 2.0., die das Zukunftsinstitut herausgegeben hat²⁸, eine bleibende Herausforderung, mich zu fragen, ob wir diese Trends überhaupt im Blick haben und ob wir mit diesen Trends in Kontakt (communio) treten können. In der Grafik des U-Bahn-Netzes, in dem diese Trends visualisiert sind, kommt Kirche nicht als Haltestelle vor, wohl aber einige Haltestellen, die Berührungspunkte mit kirchlich verantworteter Praxis haben.

Die lebensweltliche Theologie, von der oben die Rede war, muss dabei nicht erst in diese interdisziplinären Wahrnehmungszusammenhänge eingetragen werden, sondern ihre Elemente generieren sich auch schon dort.

III. Die Paideia als Teil eines dimensionalen Verständnisses kirchlicher Praxis

In der gemeindepädagogischen Theoriearbeit ist ihr dimensionales Verständnis in den letzten Jahren weiter gedacht worden, indem diese Theorieperspektive nicht nur auf die Bildungsdimension jeglicher kirchlicher Praxis zu beziehen ist, sondern jene sich einzeichnet in ein dimensionales Verständnis der kirchlichen Gesamtpraxis, und so in den dadurch entstehenden Interdependenzen ihr dimensionales Potential noch deutlicher entfalten kann.

In der Praktischen Theologie, resp. Kirchentheorie sind die Aufgaben von Kirche immer wieder auf Grunddimensionen zurückgeführt worden, wobei neutestamentliche Vokabeln zur Anwendung kommen (allerdings in einer exegetisch unspezifischen, sondern eher Praxisaspekte symbolisierenden Weise): z.B. diakonia (Helfen), leiturgia (Gottesdienst), koinonia (Gemeinschaft) und martyria (Zeugnis). Diese Herangehensweise an Grunddimensionen des kirchlichen Dienstes hat die Berneuchener Reformbewegung in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts stark gemacht. Die Berneuchener arbeite-

²⁸ Siehe: www.zukunftsinstitut.de/artikel/die-megatrend-map (Aufruf am 19.1.2018)

ten zunächst nur mit der Trias „martyria, leiturgia, diakonia“.²⁹ Durch die Arbeit des ÖRK nach 1945 hat diese sich erweitert um die koinonia und findet sich seitdem in wesentlichen kirchlichen Grundsatzdokumenten.³⁰ Peter Bubmann hat dieses Quartett zum Quintett erweitert, um die *paideia* (Erziehung / Bildung).³¹

Meine Überlegungen treffen sich mit denen Bubmanns darin, dass der eine Dienst der Kirche unter der Leitvokabel „Kommunikation des Evangeliums“ diese fünf gleich wichtigen Dimensionen beinhaltet.³²

Grunddimensionen kirchlichen Handelns

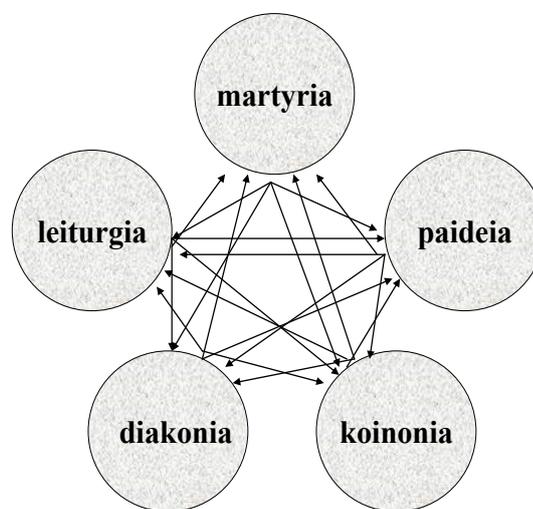


Abb. 1 Bubmann

Ich skizziere sie meinerseits so³³:

²⁹ Peter C. Bloth, Art. Berneuchen, RGG⁴, Tübingen 1998, Sp. 1326-1328; Hans-Christoph Schmidt-Lauber, Martyria – Leiturgia – Diakonia, in: www.quatember.de/J1981/q81160.htm (19.1.2018).

³⁰ Leuenberger Kirchengemeinschaft, Die Kirche Jesu Christi. Der reformatorische Beitrag zum ökumenischen Dialog über die kirchliche Einheit (Leuenberger Texte 1), Frankfurt a.M. 1996, 39-43; Kirchenamt der EKD (Hg.), Herz und Mund und Tat und Leben. Grundlagen, Aufgaben und Zukunftsperspektiven der Diakonie. Eine evangelische Denkschrift, Gütersloh 1998, 17. Vgl. dazu: Ulrike Suhr, Gottesdienst und Diakonie, in: Hans-Christoph Schmidt-Lauber u.a. (Hg.), Handbuch der Liturgik, Göttingen, ³2003, 666f.

³¹ So zuerst: Peter Bubmann, Gemeindepädagogik als Anstiftung zur Lebenskunst, in: PTh 93 (2004), 99-114, hier: 102-104.

³² Bubmann formuliert an anderer Stelle: „

- leiturgia: Gottesdienst und Spiritualität - symbolische Kommunikation des Heiligen,
- martyria: Verkündigung und Zeugnis - kommunikativ-werbende (Kon-)Textualisierung der Glaubenserfahrungen,
- paideia: Bildung - Glaubens- und Identitätsentwicklung sowie Entfaltung der Frömmigkeit,
- koinonia: Gemeinschaftsbildung - soziale Gestaltwerdung des Glaubens in Kirche und Gesellschaft,
- diakonia: Lebenshilfe - helfendes und heilendes (diakonisches) Handeln bzw. seelsorgliche und ethische Lebensberatung“, in: Ders., Der gemeinsame Dienst und die vielen Ämter, in: DtPfbI, 106 (2/2006), 59-81, hier: 60.

- *Martyria*: Der Zeugnisdienst von Christen/innen für die Gleichnisbedürftigkeit, aber auch Gleichnisfähigkeit dieser Welt. Sie entdecken in, mit und für diese Welt die heilsame Dimension der Gottesbeziehung, die sich ihnen durch das Christusgeschehen erschließt. Sie teilen diese mit anderen und sie teilen sie mit: Kommunikation des Evangeliums in dieser doppelten Bedeutung!
- *Koinonia*: Die Gestaltung der Sozialformen und Vergemeinschaftungsaspekte der an der Kommunikation des Evangeliums Interessierten und Involvierten.
- *Diakonia*: Diejenige Praxis, die dem integrierenden und inkludierenden Aspekt der koinonia dient.
- *Leiturgia*: Die zweckfreie Darstellung und Feier der durch die Kommunikation des Evangeliums sich entfaltenden Wirklichkeit.
- *Paideia*: Der Bildungsaspekt jeder Praxis, die der Kommunikation des Evangeliums dient.

Als *Dimensionen* kirchlicher Praxis stehen alle fünf untereinander in einem interdependenten Verweisungszusammenhang. Bubmann hat diesen grafisch veranschaulicht (s. Abb. 1 Bubmann)³⁴.

Die von ihm hervorgehobene Bedeutung der Dimensionalität ist auch für meine Überlegungen konstitutiv:

Wesentlich ist „ein Perspektivwechsel weg vom Handlungsfeld (sektorales Denken) hin zum dimensional [...] Denken: Alle zentralen Berufsgruppen in der Kirche (TheologIn, PädagogIn, MusikerIn, DiakonIn, Verwaltungskräfte) haben alle Dimensionen der Kommunikation des Evangeliums bzw. der kirchlichen Aufgaben im Blick. Sie tragen also alle Verantwortung für leiturgia, martyria, paideia, koinonia und diakonia, allerdings in unterschiedlicher Weise und Intensität sowie mit verschiedenen Schwerpunkten“.³⁵

Dimensionen erhalten den Gesamtzusammenhang von Religion als vielschichtiges Phänomen.³⁶ Sie sind immer mehr als Perspektiven oder Aspekte, die differenzierend Sektoren (z.B. Handlungsfelder) in den Blick nehmen.

Darüber hinaus schließt die hier wie bei Bubmann vorgenommene Betonung des einen Dienstes an die amtstheologischen Bestimmungen der Barmer Theologischen Erklärung an, in deren 4. These es

³³ Vgl. zum Ganzen: Gotthard Fermor, Cantus Firmus und Polyphonie – der eine Dienst und die vielen Ämter. Zur Theologie kirchlicher Berufe, in: PTh101 (2012), 324-340.

Thomas Zippert arbeitet mit diesen fünf Dimensionen aus diakoniewissenschaftlicher Sicht, vgl. Ders., Das DiakonInnenamt im Zusammenspiel der Berufsgruppen – eine Orientierungshilfe, in: Günter Breitenbach u.a. (Hg.), Das Amt stärkt den Dienst. Konsultationen zum DiakonInnenamt, Bielefeld 2014, 87-116.

³⁴ S. ob., S. 7; ders., Spannungsfelder und Herausforderungen der Gemeindepädagogik. Vortrag auf dem 10. Gemeindepädagogischen Symposium, Hofgeismar 18.3.2011 (www.gemeindepaedagogik.de).

Eine um Handlungsfelder ergänzte Grafik sowie grundsätzlich weitergehende Überlegungen finden sich in: Ders., Amt, Ämter und Dienste der Kommunikation des Evangeliums. Aktuelle Herausforderungen in der Ämterfrage, in: Annette Noller/Ellen Eidt/Heinz Schmidt (Hg.), Diakoniat – Theologische und sozialwissenschaftliche Perspektiven auf ein kirchliches Amt (Diakoniat – Theoriekonzepte und Praxisentwicklungen, Bd. 3), Stuttgart u.a. 2012, 85-104..

³⁵ Bubmann, 2006, 61, vgl. auch: Ders., Der Dienst am Evangelium und die Vielfalt der Ämter. Zum Diakoniat im Kontext kirchlicher Berufe, in: Rainer Merz/Ulrich Schindler/Heinz Schmidt (Hg.), Dienst und Profession. Diakoninnen und Diakone zwischen Anspruch und Wirklichkeit, Heidelberg 2008, 70-83.

³⁶ Vgl., die dimensional arbeitenden Religionsansätze von Charles Y. Glock, Ninian Smart oder Franz Xaver Kaufmann. Zu einem entsprechend dimensional Ansatz Praktischer Theologie vgl.: Gotthard Fermor, Ekstasis. Das religiöse Erbe in der Popmusik als Herausforderung an die Kirche, Stuttgart u.a. 1999.

heißt: „Die verschiedenen Ämter in der Kirche begründen keine Herrschaft der einen über die anderen, sondern die Ausübung des der ganzen Gemeinde anvertrauten und befohlenen Dienstes.“

Der Vermittlung der Christuswirklichkeit im Spektrum dieser fünf Dimensionen dienen also vielfältigste Funktionen, deren öffentliche Wiedererkennbarkeit und Verpflichtung als „Amt“ gekennzeichnet werden kann, das ist die Grundlinie der neutestamentlichen diakonia als Dienst, die von verschiedenen Berufen wahrgenommen werden kann.

In dieser Linie ist der Amtsbegriff nicht auf das Pfarramt begrenzt, sondern weitet sich für alle Christen_innen, die in einem beauftragten Sinne öffentlich und verlässlich in diesen Dimensionen kirchliche Praxis verantworten. Hier verweise ich nur auf die Diskussionen um eine Theologie kirchlicher Berufe, die Eberhard Hauschildt bilanziert hat³⁷, und dabei u.a. angemahnt hat, dass sie auch eine Theologie der Ehrenamtes beinhalten müsse – eine gemeindepädagogische Baustelle erster Rangordnung! Dass dies auch weitreichende Konsequenzen für das Ordinationsverständnis haben kann, zeigt Peter Bubmann in seinen jüngeren Beiträgen zu aktuellen Herausforderungen in der Ämterfrage, wo er u.a. darüber nachdenkt, die Ordination für alle kirchlichen Berufsgruppen zu öffnen³⁸.

Der Vorteil dieses dimensional Modells liegt darin,

- dass es den Zusammenhang der kirchlichen Praxisdimensionen betont,
- theologische und funktionale Argumente zu differenzieren weiß,
- und das dimensionale Erschließungspotential der paideia für die anderen Dimensionen im Zusammenhang darzustellen vermag.

So können den fünf Grunddimensionen spezifische Bildungsaspekte zugeordnet werden, die in diesem Modell natürlich – und das ist seine Stärke – dimensional vernetzt sind:

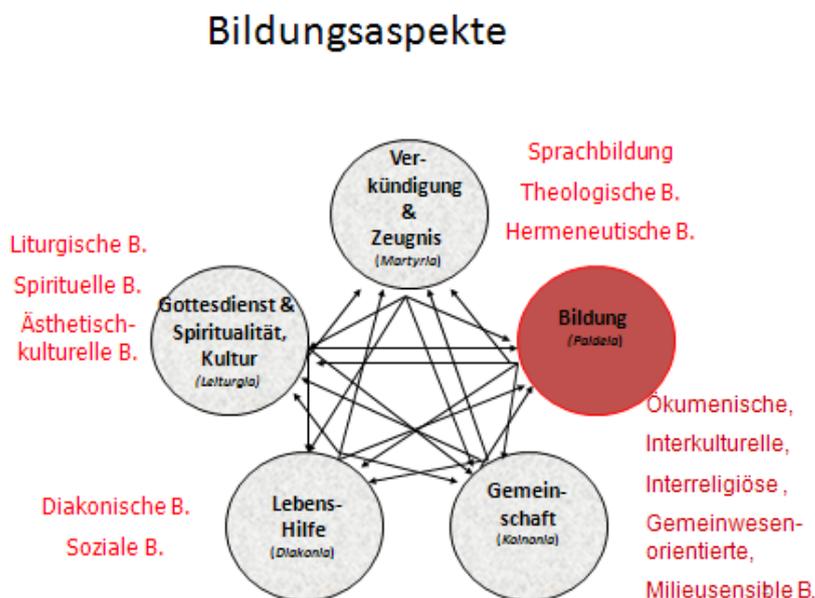
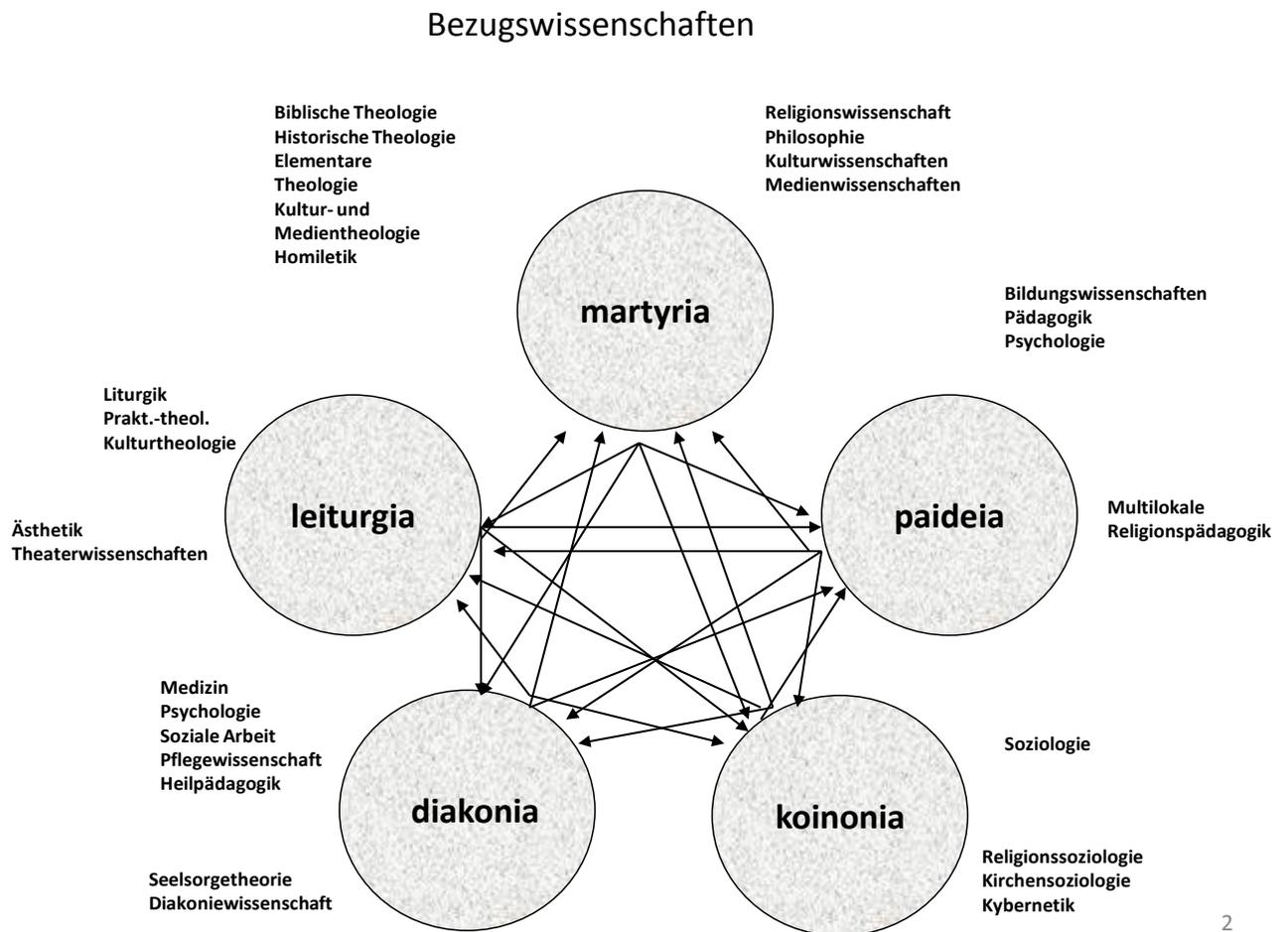


Abb. 2 Bubmann
Modifikation: Fermor

³⁷ Eberhard Hauschildt, Allgemeines Priestertum und ordiniertes Amt, Ehrenamtliche und Berufstätige. Ein Vorschlag zur Strukturierung verwickelter Debatten, in: PTh 102 (2013), 388-407.

³⁸ Siehe Anm. 8. Vgl. auch zuletzt: Peter Bubmann, Im gemeindepädagogischen Dienst. Kompetenzen und Herausforderungen, in: PTh 104 (2015), 416-430.

Den Dimensionen können für die Aus- und Fortbildung auf der Linie der interdisziplinären Grundlage der Gemeindepädagogik Bezugswissenschaften zugeordnet werden:



2

Abb.3 Fermor, Grundlage: Bubmann

In multiprofessionellen Teams lassen sich aus den konkreten Anforderungssituationen kirchlicher Praxis jeweils spezifische und modifizierbare Gewichtungen innerhalb dieser Dimensionen vornehmen. Wesentlich bleibt, dass keine Dimension nur einer bestimmten Berufsgruppe vorbehalten bleibt. Differenzierungen ergeben sich aus funktionalen Ausdifferenzierungen, die sich – je nach Ausbildungsanforderungen, Graden der Verantwortlichkeit, öffentlichen Wirksamkeit – auch in Entgelt-differenzierungen widerspiegeln können und sollten.

Jegliche kirchliche Praxis sollte mit einem Mandat ausgestattet sein (auch die ehrenamtliche), manche verlangt standardisierte Qualifikationen, manche auch eine darauf basierende Lizenz. Dies gilt es professionstheoretisch zu berücksichtigen.

Die Grafik in Abb.4. versucht diesen Zusammenhang darzustellen.

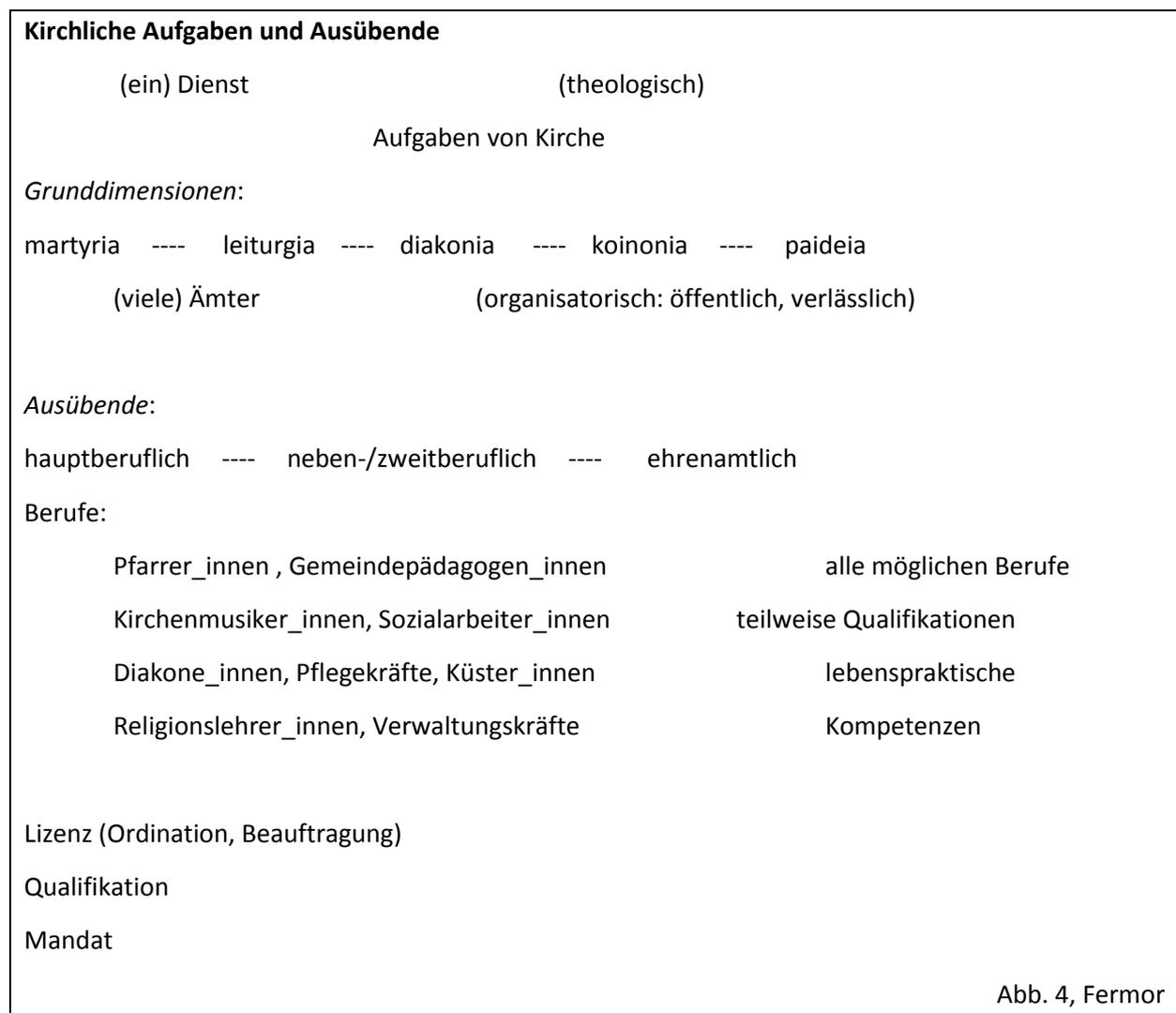
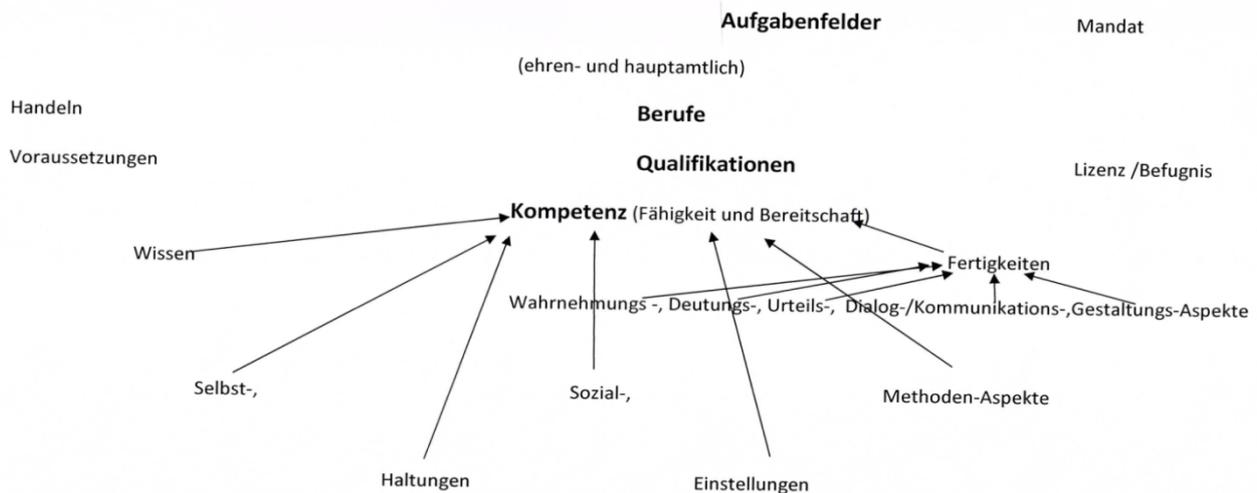


Abb. 4, Fermor

Weil man es heute muss, können diese Bildungsaspekte auch als Kompetenzen ausgearbeitet und beschrieben werden. Dabei scheint mir das reduktive und funktionale Modell des DQR, der nach personalen Kompetenzen (Selbst- und Sozialkompetenz) und Fachkompetenzen (Wissen, Fertigkeiten) unterscheidet ausreichend und praktikabel zu sein. Nicole Piroth und Matthias Spenn haben das im Studienbuch „Gemeindepädagogik“ durchgeführt³⁹.

Abb. 5 nimmt diesen Zusammenhang auf.



© Gotthard Fermor

Abb. 5 Fermor

Damit die Dimensionen kirchlicher Praxis heute subjektorientiert gelebt werden können, brauchen alle die Aufmerksamkeit auf die paideia-Anteile innerhalb ihres Feldes, das ist die gemeindepädagogische Pointe des dimensional Modells, damit Glauben und Spiritualität in der pluralen Gesellschaft bildend angeeignet werden können. Dies hat dann Konsequenzen für die Aus-, Fort- und Weiterbildung in allen Dimensionen, die den benannten Bildungsherausforderungen gerecht werden müssen. Bildung hat somit eine katalysatorische Funktion für alle kirchlichen Arbeitsgebiete und ist Teil eines jeglichen Amtes.

³⁹ Nicole Piroth/Matthias Spenn, Gemeindepädagogische Professionalität: berufliche Kompetenzen und Aufgaben, in: Peter Bubmann u.a. (Hg.), Gemeindepädagogik, Berlin u.a. 2012, 297-316.

Paideia – Diskussion im Plenum

Armin Felten

- Der Begriff der „Paideia“ birgt in sich Problem und Stärke: beides lässt sich zusammenfassen unter dem Schlagwort eines sehr offenen und weiten Bildungsverständnisses. Es sollte keine Engführung stattfinden, die Bildung allein auf den schulischen Bereich reduziert.

Thomas Zippert

- Bildung geschieht in allen Feldern kirchlicher Arbeit. Menschen in die Kommunikation des Evangeliums hinein zu nehmen bzw. sie einzubeziehen, ist Paideia im engeren Sinn.

Johannes Häffner

- Bildung ist Bildung zur Selbstbildung und damit die Befähigung, sich zu einem Inhalt positionieren zu können. Dieses Verständnis von Bildung setzt voraus, dass es bei gelungener Bildung im kirchlichen Bereich auch dazu kommen kann, dass eben solche gebildeten Menschen aus der Kirche austreten.

Peter Bubmann

- Traditionsweitergabe im Sinne von Sozialisierung gehört elementar zur Dimension der martyria, während paideia die Möglichkeit zur reflexiven Distanzierung und Selbstbildung unterstreicht!

Peter Huschke

- Die Dimension der Bildung ist eine Querschnittsperspektive und deshalb ein Problemfeld mit Blick auf die Zuständigkeiten innerhalb unserer Kirche. Es bedarf einer klaren Aufgabenzuweisung, die von der je einzelnen Person her denkt und auch deren Gaben berücksichtigt.
- Bildungserfolg ist nicht direkt verfügbar. Wir können darauf hinarbeiten, dass wir erfolgreich bilden, aber der Erfolg steht außerhalb unseres Einflusses.

Günther Laible

- Verschiedene Bildungsstände in den Berufsgruppen sind eine Stärke und bilden die Pluralität unserer Kirche ab.

Günther Breitenbach

- Bildung ist für die Kirche höchst wichtig, weil Kirche letztlich eine Lerngemeinschaft ist. Dieses Erbe haben uns unsere „Kirchenväter“ Luther und Melanchthon hinterlassen.
- Gerade deshalb, weil wir Kirche sind, sollten wir auch die geistliche Dimension bedenken.

Stefan Ark Nitsche

- Paideia als Dimension kirchlichen Auftrages der Kirche bedeutet: Alle Berufsgruppen haben teil am kirchlichen Auftrag. Dienste benötigen allerdings die jeweiligen Berufungen.

Martyria

Verkündigen als Dimension
des kirchlichen Auftrags

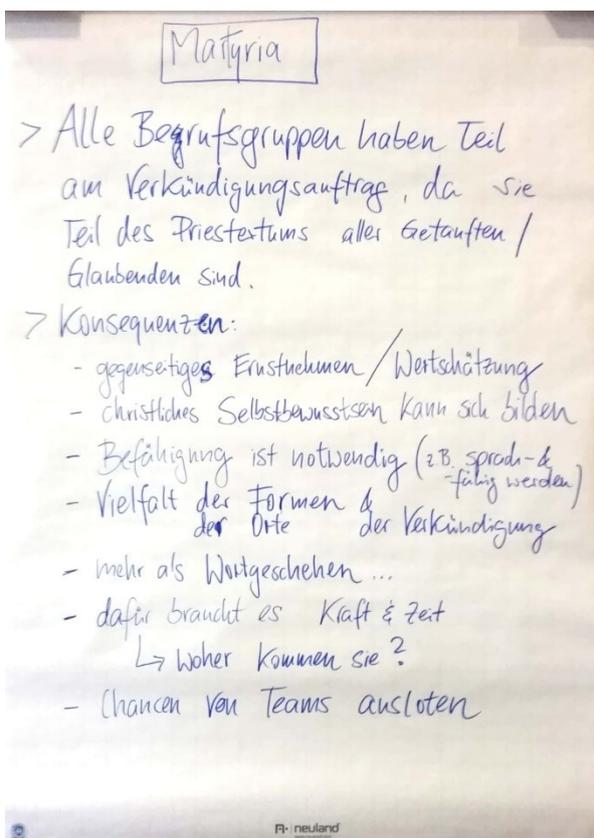
Erkenntnisse aus der Wandzeitung

Alle Berufsgruppen haben Teil am Verkündigungsauftrag,
da sie Teil des Priestertums aller Getauften/Glaubenden
sind.



Konsequenzen:

- Gegenseitiges Ernstnehmen/Wertschätzung
- Christliches Selbstbewusstsein kann sich bilden.
- Befähigung ist notwendig (z.B. sprachfähig werden).
- Vielfalt der Formen und Orte der Verkündigung
- Mehr als Wortgeschehen ...
- Dafür braucht es Kraft und Zeit. Woher kommen sie?
- Chancen von Teams ausloten



Martyria - Verkündigen als Dimension des kirchlichen Auftrags

1. Wir haben es gesehen

Martyria – „Zeugnis“ meint dieses Wort. Ein Mensch *bezeugt* etwas anderen gegenüber: Diese Handlung, der *Akt* des Bezeugens kann mit Martyria mit ausgesagt werden. Aber auch das, *was* hier bezeugt wird, der *Inhalt* des Zeugnisses kann gemeint sein.

Wer etwas bezeugt, hat etwas gesehen. Das kann juristischen Zwecken dienen: der möglichst objektiven Wahrheitserschließung und der Rekonstruktion eines Geschehens. Bezeugen kann aber auch mit großem Engagement geschehen, weil das Bezeugte den Zeugen ergriffen hat. „Wir haben seinen Stern gesehen“, sagen die Magier vor Herodes (Mt 2,2). Was ihnen an ihrem Firmament aufgegangen ist, lässt sie nicht mehr in Ruhe. Und die Sendung des Auferstandenen an seine Jünger nach Apg 1,8 lautet: „Ihr werdet meine Zeugen sein“. Was ihr gesehen habt, setzt euch in Bewegung – „in Jerusalem ... und bis an das Ende der Erde.“

Ein *martys* im Sinn des Evangeliums bezeugt werbend eine erkannte Wahrheit, ist werbende/r Wahrheitszeuge/in, besonders bei *Johannes*. Wer der ökumenischen Bibellese folgt, ist in den vergangenen Tagen wiederholt dem Wort Zeuge/Zeugnis/bezeugen begegnet. Es beginnt mit dem Täufer, der Zeuge des Größeren ist, der nach ihm kommt (1,19 u. ö.). Aber auch Christus selbst ist der *martys hōpistos*, der treue Zeuge (Offb 1,5), der von sich selbst und seiner Herkunft Zeugnis gibt und dessen Zeugnis durch das Zeugnis des Vaters beglaubigt wird (Joh 3,11; 8,14.18). Und der 1. Joh. bekräftigt: „... wir haben gesehen und *bezeugen* und verkündigen euch das Leben, das ewig ist...“ (1. Joh 3,2).

Das *Martyrium* ist hier zunächst weniger im Blick. Allerdings ist es bis zum heutigen Tag so, dass Menschen, die das Leben bezeugen, in Widerspruch zum Recht der Mächtigen geraten und für die Treue ihres Zeugnisses *leiden* müssen (vgl. die Aussendungsrede an die Jünger, Mt 10,18; Abschiedsreden, Joh 15,20).

2. Martyria – Dimension mit Tradition

Die auf altkirchliche Gedanken zurückgehende Trias Liturgia – Martyria – Diakonia⁴⁰ wird durch unser Tagungsprogramm um Koinonia⁴¹ und Paideia auf fünf Dimensionen erweitert. In der evangelischen Kirche wird die ursprüngliche Trias wohl erstmals in den zwanziger Jahren im Berneuchener Umfeld (Michaelsbruderschaft) aufgenommen und dort gottesdienstlich konnotiert. Dies findet seinen Niederschlag dann auch im großen liturgiewissenschaftlichen Werk „Liturgia“.⁴² Damit sind über Inhalt und Ort von Martyria zwei wesentliche Bezugspunkte formuliert: Es handelt sich um das *Christuszeugnis*, und dies geschieht zuerst im *Gottesdienst*.



⁴⁰ Albert Gerhards, Art. Lex orandi – lex credendi, RGG⁴ online: Prosper v. Aquitanien, 5. Jh., augustinisch geprägter Laienmönch, zugeschrieben; Thema: Verhältnis von Gebet und Glaubensinhalt, immer wieder umakzentuiert, dann um lex agendi erweitert zur Trias Liturgia – Martyria – Diakonia.

⁴¹ Das 2. Vaticanum hatte schon den koinonischen Aspekt hinzugefügt.

⁴² Peter Brunner, Der Gottesdienst der im Namen Jesu versammelten Gemeinde, Liturgia, Bd. I, 1954, 283ff.

Dieser Zusammenhang war schon früher für *Luther*⁴³ so entscheidend, dass er umgekehrt alles, was der Gottesdienst umfasst, mit „Predigen“ bezeichnen konnte. „Predigt“ ist für ihn schon die von Gott ausgehende *akoä, die Kunde* selbst (1. Thess 2,13: „das Wort göttlicher Predigt“). Das *martyrion tou theou* (1. Kor 2,1) gibt er wieder als „göttliche Predigt“. Und die „*diakonia* der Versöhnung“ wird zum „amt“, das die Versöhnung predigt (2. Kor 5,18).⁴⁴ In 2. Kor 3,3 und Kol 1,25 übersetzt er beim *Dienst* der Verkündigung ausdrücklich „Predigtamt“. Von hier geht die Linie weiter zu Confessio Augustana V, dass „Gott das Predigtamt eingesetzt“ hat, und dieses wiederum ist mit der Sakramentspendung eng verbunden: „Solchen Glauben zu erlangen, hat Gott das Predigtamt eingesetzt, Evangelium und Sakrament geben, dadurch er als durch Mittel den heiligen Geist gibt, welcher den Glauben, wo und wann er will, in denen, so das Evangelium hören, wirkt...“

Somit bindet unsere lutherische Tradition „Martyria“ – *stricte dicta* – eng an den Gottesdienst und versteht sie als eigenes der Kirche von Gott aufgetragenes Amt.

3. Martyria: Auftrag für alle – oder für *einen* für alle?

Im weiteren Sinn kann Martyria aber alles meinen, was mit *Glaubensweitergabe* zu tun hat. Und da schließt Martyria traditionell auch den katechumenalen Bereich mit ein, heute weiterentwickelt zu Religions- und Gemeindepädagogik in ihrer weiten Ausdifferenzierung. Damit besteht also ein weites Spannungsfeld zwischen amtstheologischer Bindung einerseits und selbstverständlicher Praxis aller Getauften andererseits. Diese hatte ja auch Luther im Blick, wenn er 1529 mit dem kleinen Katechismus ein Glaubensbuch für die Familien schuf (schon ab 2. Aufl 1529 auch mit Illustrationen).

Die jahrzehntealten Diskussionen um Ordination, Beauftragung und allgemeines Priestertum aller Getauften zeugen aber von einer bleibenden Unsicherheit. Und auch diese Tagung ist ein Reflex darauf. Nicht zuletzt die Aufwertung des Ehrenamts fordert dazu heraus, die vorhandene Praxis der Martyria genauer anzuschauen. Und die im ökumenischen Dialog leitende Frage: „Wer darf hier was auf Grund welcher Voraussetzungen und mit welcher Bevollmächtigung?“ scheint ja offensichtlich nicht hinzureichen. Sie impliziert ein exklusives Verständnis von Martyria, bei der es in der Sache doch gerade um Entgrenzung ginge. Eine Hierarchisierung der Zuständigkeiten aber von der vollen Ordination zum geistlichen Amt abwärts in einer Abfolge immer defizitärerer Teilbeauftragungen bleibt in ihrer theologischen Konzeption letztlich dem aufsteigenden römischen Weiheordo Diakon – Priester – Bischof verhaftet.

Dass Kompetenz auch hier etwas mit Bildung zu tun hat, ist unstrittig. Es geht ja auch um Öffentlichkeit und damit um Repräsentanz von Kirche Jesu Christi in unterschiedlichen Bereichen. Und die Bindung des „*publice docere*“, des öffentlichen Zeugnisses an ein geordnetes *Berufungsverfahren* nach CA XIV ist als sachdienlich unstrittig. Wildwuchs muss verhindert und die kirchliche Öffentlichkeit vor Willkür geschützt werden. Das persönliche, erfahrungsbegründete Glaubenszeugnis ist von der öffentlichen Verkündigung zwar nicht zu trennen, jedoch zu unterscheiden. Luthers Erfahrungen mit den Stimmungsschwankungen des Kirchenvolkes ließen ihn hier über die Jahre manchen Optimismus revidieren, was „Eine christliche Versammlung oder Gemeinde“ an Vollmacht hätte, „alle Lehre zu beurteilen und Lehrer ein- oder abzusetzen“ (1523)⁴⁵. Aber muss die Konsequenz die strikte

⁴³ Vgl. Jürgen Henkys, Ansätze des Predigtverständnisses, in: Karl-Heinrich Bieritz u.a., Handbuch der Predigt, Berlin 1990, 30-32.

⁴⁴ Hans-Christoph Schmidt-Lauber, Martyria – Liturgia – Diakonia, in: Quatember 1981, 160-172.

⁴⁵ „Dass eine christliche Versammlung oder Gemeine Recht und Macht habe, alle Lehre zu beurteilen und Lehrer zu berufen, ein- und abzusetzen: Grund und Ursache aus der Schrift“ (WA 11, 408-416/ MA 3, 220-229) – Luther 1523 an Rat und Kirchengemeinde der Stadt Leisnig.

Personalisierung qua Ordination sein, wie er es 1539 formuliert?: „Man muss Bischöfe, Pfarrer oder Prediger haben, die öffentlich insbesondere die vier Stücke oder Heilmittel (Predigt, Taufe, Absolution, Abendmahl) geben, reichen und üben wegen der Kirche und in ihrem Namen, noch viel mehr aber aufgrund der Einsetzung Christi (...) Denn der Haufen in seiner Gesamtheit kann das nicht tun, sondern sie müssen es *einem* anbefehlen oder anbefohlen sein lassen.“⁴⁶

So haben wir ein „Predigerseminar“ eben nur für die Pfarrerschaft, und *ordiniert* wird auch nur sie. Und das ist auch mit entsprechenden Ausbildungsanforderungen unterfüttert. Selbst wenn wir theologisch Ordination und Beauftragung gleichziehen würden, diese Abstufung bliebe uns und holte uns immer wieder ein: Formale *Ausbildungskategorien* entscheiden über den jeweils erreichbaren Status. Auch eine Spitzenreligionspädagogin kann mangels formaler Voraussetzungen einfach nicht an einem Gymnasium unterrichten. Andererseits: Martyria braucht dem jeweiligen Kontext entsprechende gute Ausbildung: Für Jugendarbeit anders als für Kirchenmusik, für Lektorinnen anders als für Pflegekräfte, für Unterricht anders als für den Gottesdienst, für Medienkommunikation anders als für Telefonseelsorge.

4. Martyria: Durchlässigkeit als offenes Desiderat

Wir haben das Problem der Hierarchisierung unserer kirchlichen Berufsgruppen also nicht nur aus der Ordinationsperspektive, sondern zusätzlich nach den akademischen Abschlussniveaus. Was in der Situation des ausgehenden Mittelalters dringend nottat, eine solide akademische Ausbildung für eine bis dahin oft marode Pfarrerschaft: Faktisch entstand eine formale *Bildungselite*, zu der die seither zusätzlich entstandenen vielfältigen kirchlichen Berufsgruppen keinen Zugang haben. Ich rede hier nicht einem Niveauverlust das Wort. Aber ich sehe, wie schwierig es mit der Durchlässigkeit ist.

Als Verantwortlicher für die Pfarrverwalterausbildung habe ich in Beratung und Begleitung laufend damit zu tun. Und da sehe ich, dass Durchlässigkeit bisher weder in unserem Kirchenrecht noch in sehr vielen Köpfen für die Theologenausbildung Verantwortlicher vorgesehen ist. Gerade erst wird daran gepuzzelt, wie das gehen könnte, einen Diakon mit Kirchenbeamtenstatus nach Ausbildung zum Pfarrverwalter in ein Pfarrdienstverhältnis auf Lebenszeit zu überführen. Einer verbeamteten Religionspädagogin hatte man die Auskunft gegeben, sie müsse sich mit Beginn ihrer Ausbildung zur Pfarrverwalterin entlassen lassen, um dann über Vorbereitungs- und Probendienst – hoffentlich! – in ein neues Lebenszeitdienstverhältnis zu kommen. Und Gremien und Kommissionen, die für das arrivierte „pastorale System“ stehen, fragen eher nicht, wo Durchlässigkeit durch Öffnung erleichtert wird; schon eher, welche Standards aber unbedingt noch draufgepackt werden müssen.

Ich bin den Ehrenamtlichen dankbar, die mir in meinem Leben das Evangelium bezeugt haben. Und ich bin froh um Ordinierte, die engagiert und authentisch gepredigt und mich angesprochen haben; die guten Religionsunterricht gehalten haben und die uns im Studium mit unseren Fragen ernstgenommen haben. Ich bin dankbar für ein Kindergartenteam, das mit ökumenischer Glaubenserfahrung wunderbare Ideen für Familiengottesdienste entwickelt hat. Und Berufspraktikanten der Rummelsberger Diakonenschule, die mir in der Gemeinde mit ihrem Know-How wertvolle Gegenüber waren. Und auch für einen Flugzeugmechaniker, der die alte Pfarrverwalterausbildung gemacht hatte. Unorthodoxen Mut und lebensbezogenen Umgang mit der Bibel konnten wir als junge Leute bei ihm erleben.

Ich denke hier auch an Frithjof Gräßmann, der heute Mittag in Neuendettelsau beigesetzt wird. Ihn hat immer bewegt: Wie kommen eine fundierte theologische Reflexion und die Weisheit der

⁴⁶ Luther, Von den Konziliis und Kirchen (1539), WA 50, 632,36 - 633,6.

Gemeindechristen zusammen? Von 1966-84 war er als Leiter des Pfarrverwalterseminars mein „Vorgänger“.⁴⁷

Ich sehe, worum es geht, wenn wir von Martyria sprechen: um das Wort von der Versöhnung Gottes mit der Welt in Jesus Christus. Ich sehe, dass dieses Zeugnis nach Verantwortlichkeit verlangt. Ich sehe aber auch die große Vielfalt, in der Martyria geschieht. Und ich sehe, dass unsere hierarchisierten Zuständigkeiten den Reichtum des Evangeliums nicht unbedingt zum Leuchten bringen. So viele Menschen sollen doch sagen können: Wir haben seinen Stern gesehen. Wir brauchen viel mehr solche „Sterndeuter“; Christen, ehren-, neben-, hauptamtliche, die Menschen in ihren vielfältigen Alltagskulturen kennen und ansprechen können.

Prof. Dr. Hiltrun Keßler

„Martyria“ – Verkündigung und Zeugnis

Ich beginne mit einem Rückblick auf die ostdeutsche Idee der Gemeinschaft der Dienste, blicke danach auf den EKD-Text 118 und dessen Ausführungen zur Verkündigungsaufgabe und ende mit wenigen Perspektiven.

1. 40 Jahre später: Erinnerungen an die ostdeutsche Tradition der Dienstgemeinschaft

Der Studiengang Religionspädagogik an der Evangelischen Hochschule Berlin hatte im vergangenen Jahr die Möglichkeit, für das Studium zu werben und dazu in Kurzporträts Absolvent*innen unserer Ausbildung in der Kirchenzeitung (die Kirche, Nr. 30, 23. Juli 2017, S. 8) vorzustellen. Ich möchte Ihnen Julia Daser vorstellen, die „Keine Angst vor der Praxis“ hat.

Julia hat 2002 mit dem Diplom ihr Gemeindepädagogik-Studium an der EH Berlin abgeschlossen. Die Kirchenzeitung unterschlägt, dass Julia nach dem Studium sieben Jahre als Jugendwartin in einer Südbrandenburger Kirchengemeinde tätig war. Erst danach hat sie sich entschlossen, den Weg in die ordinierte Gemeindepädagogik einzuschlagen und zwei Jahre den Vorbereitungsdienst/das Vikariat absolviert und dieses mit dem Zweiten Gemeindepädagogischen Examen abgeschlossen. Julia ist dann in den gleichen Südbrandenburger Kirchenkreis Zossen-Fläming zurückgekehrt und neben einer halben Stelle als ordinierte Gemeindepädagogin im Pfarrdienst nun auch als Kreisjugendpfarrerin tätig: „die optimale Stelle“, wie sie meint. In der Evangelische Kirche in Mitteldeutschland (EKM) und in der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO) arbeiten ordinierte Gemeindepädagog*innen rechtlich und finanziell auf Augenhöhe mit Pfarrer*innen zusammen. Das hat das im vergangenen Jahr entwickelte „Leitbild für die ordinierte Gemeindepädagogik“ in der EKBO noch einmal wie folgt bestätigt.

„Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen können Kommunikation ermöglichen, mit Verschiedenheit umgehen, pädagogische Prozesse planen, leiten, moderieren und reflektieren. Sie verfügen über ein fundiertes theologisches Wissen, das sie von vornherein auf seine kommunikative Alltags- und pädagogische Gegenwartsrelevanz anwenden.“



⁴⁷ Das Seminar wurde 1984 geschlossen und durch Synodenbeschluss 2002 als „Studienseminar“ an der Augustana-Hochschule mit neu gefasstem didaktischem Konzept wieder gegründet.

In der Gemeinschaft der Ordinierten der EKBO bilden die mit den gemeindepädagogischen und theologischen Ausbildungswegen gegebenen [beiden] Profile [der Pfarrer*in und der Gemeindepädagog*in] eine je notwendige Ergänzung in Verkündigung und Seelsorge, Bildung und Leitung der Gemeinden und Gemeindeglieder innerhalb des einen ordinierten Dienstes. Die in der EKBO gegebene Breite an Qualifikationen im ordinierten Dienst ist ein besonderer Reichtum angesichts der Fülle und Vielfalt der Aufgabe und künftigen Herausforderungen unserer Kirche. ... Im Zusammenwirken mit allen anderen Haupt- und Ehrenamtlichen haben ordinierte Gemeindepädagog*innen in der Vielfalt der Dienste und Ämter der Dienstgemeinschaft unserer Kirche ‚Anteil an dem einen Auftrag Jesu Christi‘ (begabt leben – mutig verändern These 8).“ (Gemeindepädagogik im ordinierten Dienst, Berlin 2017)

Das neue Leitbild für den ordinierten Dienst in der Gemeindepädagogik zeigt auf, dass es für die vielfältigen Aufgaben einen Personalmix von unterschiedlich ausgebildeten Fachpersonen braucht. Die EKBO und EKM ordineren neben Pfarrer*innen auch Gemeindepädagog*innen und bezeichnen diese berufsbiografische Möglichkeit als „besonderen Reichtum“ ihrer Kirchen.

Auch erinnert das Leitbild im letzten Satz an das Selbstverständnis der Kirchen des Bundes in der ehemaligen DDR (BEK), das bis heute lebendig ist: alle kirchlichen Mitarbeitenden, ob im Haupt- oder im Ehrenamt, gehören zu einer Dienstgemeinschaft und haben teil am Verkündigungsauftrag der Kirchen. Nun ist nicht die Zeit, ausführlich auf die Idee der „Gemeinschaft der Dienste“ aus den 1970er Jahren hinzuweisen, es sei aber so viel gesagt: Mit der Idee von vier einander gleichwertigen Berufsprofilen, der Gemeindepädagog*in, der Gemeindepädagog*in, der Gemeinmediakon*in und der Gemeindepädagog*in, wollte man eine Jahrhunderte alte Tradition, das eine Amt der Kirche mit dem Pfarramt (oder Predigtamt) zu identifizieren und alle anderen Dienste als „Ausgliederung“ oder „Entfaltung“ aus diesem einen (Pfarr-)Amt zu sehen, überwinden. Denn, wenn diese Gleichrangigkeit und ein Miteinander verschiedener Berufe nicht gelänge, so die Mütter und Väter der Dienstgemeinschaftsidee, würde man „in 30 Jahren eine reine Pastorenkirche“ (Krusche 1981, S. 130) sein, mit einem „integralen Pfarramt“, das sämtliche Aufgaben auch der anderen kirchlichen Berufe übernehmen müsste. Diese Überfrachtung des einen inklusiven Pfarrberufes wollte man vermeiden und daran erinnert das Leitbild Gemeindepädagogik der EKBO und stärkt das Selbstverständnis von Gemeindepädagog*innen stellvertretend für alle anderen kirchlichen Mitarbeitenden, in einer Dienstgemeinschaft am Verkündigungsauftrag der Kirche teil zu haben.⁴⁸

Man ging in den 1970er Jahren selbstverständlich davon aus, dass das Evangelium an vielfältigen parochialen und außerparochialen Orten und von verschiedenen Berufsgruppen gemeinsam öffentlich kommuniziert und verkündigt wird. Dem gegenüber steht die Empfehlung der Bischofskonferenz der VELKD von 2006, die einzig und allein den Gottesdienst als öffentlich allen Menschen zugänglichen Raum und das Pfarramt als „Amt der öffentlichen Verkündigung“ definiert. Ich zitiere aus „Ordnungsgemäß berufen“: „Dienste der Mitwirkung an der öffentlichen Wortverkündigung“ sind [...] z.B., „das Kantoren- und das Küsteramt“. Andere kirchliche Berufe, wie Gemeindepädagog*innen oder Diakon*innen, werden bewusst nicht mitbedacht, da sie „anders gefüllt“ (Ordnungsgemäß berufen 2006, S. 20) seien.⁴⁹

⁴⁸ Die Leitformel der »Gemeinschaft der Dienste« gründet im reformiert amtstheologischen Verständnis der Barmer Theologischen Erklärung. Hier heißt es in These 4: „Die verschiedenen Ämter in der Kirche begründen keine Herrschaft der einen über die anderen, sondern die Ausübung des der ganzen Gemeinde anvertrauten und befohlenen Dienstes.“

⁴⁹ Inzwischen hat die VELKD klargestellt, „dass auch die Beauftragung als Ordination in streng theologischem Sinn (nach CA XIV) anzusehen ist, auch wenn dafür ein anderer Begriff verwendet wird.“ (Amt, Ordination,

Aus Sicht der theologisch-pädagogisch ausgebildeten kirchlichen Berufe ist dies eine Engführung und ein Rückschritt vom bereits Erreichten, die Verkündigungs- und Zeugnisdimension vorrangig auf den öffentlich zugänglichen Gottesdienst zu reduzieren und damit eine Hierarchie des höher bewerteten Pfarramts und der anderen „mitwirkenden Dienste“ zu verbinden.

Wie tief diese misslichen und längst überkommenen Hierarchien zwischen Arbeitsbereichen und Arbeitsfeldern jedoch sitzen und immer wieder weitergegeben werden, darauf haben zuletzt Cornelia Coenen-Marx und Beate Hofmann in ihrem aktuellen Buch zum Ehrenamt mit dem Titel „Symphonie, Drama, Powerplay“ eindringlich hingewiesen. Für eine Gemeinschaft kirchlicher Mitarbeitender im Zusammenwirken mit Ehrenamtlichen ist es nicht länger tragbar, dass es unterschiedliche Gewichtungen und „gar nicht so heimliche Hierarchien der Zielgruppe von ‚Hauptgottesdienst und Kindergottesdienst, Kindern und Erwachsenen‘ gibt. ‚Verkündigung mit dem Wort scheint nach wie vor eine andere Bedeutung zu haben als die mit dem Lied, Verkündigung im Raum der Kirche eine andere als im gesellschaftlichen und diakonischen Kontext und im privaten Zusammenhang der Familie [...] Angebote für das Amt der Patinnen und Paten zum Beispiel, die zunehmend aus den Gemeinden selbst kommen, weil in Familie und Freundschaft nicht genügend Kirchenmitglieder zur Verfügung stehen, fehlen noch weitgehend. Das Beispiel zeigt: Es geht tatsächlich nicht nur um Gemeindeentwicklung, sondern immer auch um die Berufung und geistliche Entwicklung des Einzelnen.“ (Coenen-Marx/Hofmann 2017, S. 242)

Was folgt nun aber konkret aus diesem Rückblick auf die 1970er Jahre, wenn die Verkündigungsdimension eben nicht (mehr) allein exklusive Aufgabe von Pfarrpersonen sein kann und auch andere kirchliche Berufsgruppen (inklusive dem Ehrenamt) daran mitwirken?

2. Empfehlungen des EKD-Textes 118

Der EKD-Text 118 zu diakonisch-gemeindepädagogischen Ausbildungs- und Berufsprofilen hat 2014 daran erinnert, dass neben der bildenden und der helfenden, auch die verkündigende/martyria-Dimension zu den Grundaufgaben aller kirchlichen Berufsgruppen in der Kommunikation des Evangeliums gehört. Dieser gewagte Vorschlag, neben ‚Bilden‘ und ‚Unterstützen‘, auch ‚Verkündigen‘ den diakonisch-gemeindepädagogischen Berufsgruppen zuzuweisen bzw. davon auszugehen, dass im Berufsalltag von Gemeindepädagog*innen, Diakon*innen, Kirchenmusik*innen oder Erzieher*innen Verkündigung selbstverständlich vorkommt und „für [deren] berufliches Handeln [konstitutiv]“ ist (EKD-Text 118 2014, S. 38), diese Beobachtung hat für einige Aufregung und Diskussion gesorgt.

Verkündigen umfasst laut EKD-Text, „das Evangelium in verschiedenen Formen und bei verschiedenen Anlässen zu verkündigen und zu bezeugen“, in „Formen zielgruppenspezifischer Spiritualität (wie Hauskreise, Andachten ... [in] Gruppen, Mitarbeit[ende] in Einrichtungen und Schulen, ... Konfirmandenarbeit, zielgruppenbezogene Gottesdienste,...). Er/sie entwickelt entsprechende Formen der (missionarischen) Glaubenserschließung und baut entsprechende Netzwerke auf. Er/sie gewinnt Mitarbeitende und bildet sie aus. Er/sie arbeitet dabei sowohl zielgruppenbezogen als auch sozialraumbezogen (Vesperkirchen etc.).“ (EKD-Text 118 2014, S. 39)

Neben klassischen Formen der Wortverkündigung in Kinder- und Jugendgottesdiensten oder Andachten (Vgl. EKD-Text 118 2014, S. 26) wird die Verkündigungsdimension jedoch ausgeweitet: auch in der Arbeit mit Gruppen, in der Ausbildung Ehrenamtlicher, in der Begleitung von Kita- und Konfirmanden-Eltern, in der Vorbereitung auf das Pat*innenamt, in der Pflege und im Aufbau von sorgen-

Episkopé. Ergebnis eines Lehrgesprächs der Gemeinschaft evangelischer Kirchen, Leipzig 2012, Abschnitt 66 Anm. 60)

den Gemeinschaften und Senior*innennetzwerken, in Formen der Schulseelsorge oder in Angeboten der ‚Glaubensbildung‘ für jüngeren Erwachsenen, wie Glaubenskurse, in punktuellen und einmaligen Events – an all diesen Orten und Begegnungs-Räumen kann laut EKD-Text 118 Verkündigung geschehen. Für diese unterschiedlichen Angebote zielgruppen- und sozialraumbezogener Verkündigung bringen pädagogische Mitarbeitende, „als Lernbegleiter in Alltag und Fest über die gesamte Lebensspanne hinweg“ (Bubmann 2015, S. 424), ein „fundiertes theologisches Wissen [mit], das sie von vornherein auf seine kommunikative Alltags- und pädagogische Gegenwartsrelevanz anwenden“ können, wie es das EKBO-Leitbild Gemeindepädagogik formuliert.

Wenn all diese Arbeitsformen auch eine Verkündigungs- und Zeugnisdimension beinhalten, so wäre es nunmehr kirchenleitende Aufgabe und so verstehe ich den Prozess der ELKB zum „Miteinander der Berufsgruppen“, herkömmliche Zuschreibungen und Zuständigkeiten aufzubrechen und wie zuletzt Marcel Saß zu fragen, „wozu [ist] mein eigenes berufliches Handeln letztlich nützlich?“ (Saß 2017, S. 17)

Nach Eberhard Hauschildt werden Pfarrpersonen künftig mehr die Rolle eines leitenden Geistlichen (Episkopé) übernehmen, indem sie die „Gesamtverantwortung für die Kirche“ tragen, das Ganze der Theologie im Blick in großen Gottesdiensten und Veranstaltungen vor einer gesellschaftlichen Öffentlichkeit zu vertreten haben, so obliegt den gemeindepädagogisch-diakonischen Akteur*innen partizipative, einladende und verschiedene Generationen aktivierende Verkündigungsformate durch eine religiöse Face-to-face-Kommunikation aufzubauen und zu initiieren (Vgl. Hauschildt 2014, 318).

Welche Konsequenzen hat diese erweiterte Sicht auf die Verkündigungs-Dimension nun für die Ausbildung?

3. Perspektiven der Verkündigungs-Dimension im Miteinander der kirchlichen Berufsgruppen

Nach EKD-Text 118 braucht es für diese anderen Verkündigungsformate eine „theologische Kommunikations- und Gestaltungscompetenz“ (EKD-Text 118 2014, S. 47), die darin besteht, „Biblische Texte /Themen situations- und adressatengerecht zugänglich [zu] machen; liturgisch-spirituell [handeln zu können] in formalisierter und informeller Praxis (von Andacht bis Gebet) und anderen Glauben wahrnehmen, kritisch sichten und dialogisch einbeziehen [zu] können.“ Es braucht eine „eigene religiöse Praxis“, die begründet, gestaltet, gezeigt und reflektiert wird (Vgl. EKD-Text 118 2014, S. 50f.).

Um diese persönlichen Formen einer evangelischen Frömmigkeit und christlichen Spiritualität zu entdecken, weiter zu entwickeln und weiter geben zu können, gibt es an der EH Berlin sowohl im Bachelor als auch im Master aufeinander aufbauende Module zum Thema „Evangelischer Gottesdienst und christliche Spiritualität“ in biblisch-, systematisch- und praktisch- theologischer Perspektive. Gleiches gilt für das Studium der Frühkindlichen Pädagogik. Diese Ausbildungsmodul müssten nach dem Studium durch gemeinsame Aus-, Fort- und Weiterbildungsangebot im Predigerseminar, in der Fortbildung in den ersten Amtsjahren (FEA), im Pastoralkolleg und an anderen Fortbildungseinrichtungen erweitert und vertieft werden, in denen angehende Pfarrer*innen Absolvent*innen anderer kirchlicher Berufe begegnen und sich gemeinsam in der Verkündigungsaufgabe einüben und bilden.

Durch berufsgruppenübergreifende gemeinsame Aus-, Fort- und Weiterbildungsangebote würde es gelingen, dass der Verkündigungsauftrag in diesem weiten Verständnis selbstverständlicher Bestandteil der Berufsidentität *aller* kirchlichen Berufe ist und wird.

Nach der Bologna-Logik sollte es mit beruflicher Erfahrung, Eignung und zusätzlichen Ausbildungsmodulen (in Homiletik/Gottesdienst+Predigt und Poimenik/Seelsorge bspw.) auch möglich sein, dass

pädagogisch-diakonische Mitarbeitende vom nicht-ordinierten in den ordinierten Dienst wechseln und damit sich berufliche Perspektiven nach einigen Dienstjahren eröffnen für diejenigen, die das wollen. Umstiege vom Ehren- ins Hauptamt und zwischen unterschiedlichen Berufstätigkeiten passen ins Bild einer zeitgemäßen Beruflichkeit von heute und morgen.

Wir stehen in einer Praxis, in der das Miteinander der verschiedenen Berufe in den Kirchengemeinden und den überparochialen Strukturen neu bestimmt werden muss. Die diakonischen, pädagogischen und musischen Berufsgruppen müssen, gerade in den Formen der Verkündigung darauf bedacht sein, ihr je eigenständiges Profil und ihre eigenen Formen der Verkündigung zu entwickeln und zu bewahren (und nicht so wie die Pfarrpersonen sein zu wollen) – das ist kein einfacher, aber für die vielfältigen Zugänge zum Evangelium ein gewinnbringender Weg.

Literatur

Bubmann, Peter, Im gemeindepädagogischen Dienst. Kompetenzen und Herausforderungen, in: PTh 104 (2015), S. 416-430.

Coenen-Marx, Cornelia/Hofmann, Beate (Hg.), Symphonie – Drama – Powerplay. Zum Zusammenspiel von Haupt- und Ehrenamt in der Kirche. Stuttgart 2017.

Doyé, Götz, Fünfunddreißig Jahre später! Eine ostdeutsche Erinnerung, in: PrTh 1 (2009), S. 22-24.

Fermor, Gotthard, Cantus firmus und Polyphonie: Der eine Dienst und die vielen Ämter. Zur Theologie kirchlicher Berufe, in: PTh 101 (2012), S. 324-340.

Gemeindepädagogik im ordinierten Dienst. Leitbild der EKBO 2017.

Hauschildt, Eberhard, »Zu wenig« Pfarrerinnen und Pfarrer für »normale Gottesdienste«. Ein Plädoyer für ein verändertes Bild vom Pfarramt der Zukunft, in: DtPfb 6 (2014), S. 315-319.

Hauschildt, Eberhard, Neue Muster im Zusammenspiel der Ämter, Dienste und Engagierten, in: Coenen-Marx, Cornelia/Hofmann, Beate (Hg.), Symphonie – Drama – Powerplay. Zum Zusammenspiel von Haupt- und Ehrenamt in der Kirche, S. 159-169.

Krusche, Werner, Die große Aufgabe der kleiner werdenden Gemeinde - Konsequenzen für die Ausbildung kirchlicher Mitarbeiter. Referat auf der 3. Tagung der 2. Synode des BEK vom 26. bis 30. September 1975 in Eisenach, in: Kirche als Lerngemeinschaft. Dokumente aus der Arbeit des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR, Berlin 1981, S. 126-139.

Ordnungsgemäß berufen. Eine Empfehlung der Bischofskonferenz der VELKD zur Berufung zu Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung nach evangelischem Verständnis, VELKD Texte 136/2006, Hannover.

Perspektiven für diakonisch-gemeindepädagogische Ausbildungs- und Berufsprofile. EKD-Text 118. Hannover 2014.

Saß, Marcel, Vernetzt – und nun? Überlegungen zur professionalisierten Kooperation von Konfirmandenzeit und Jugendarbeit, in: baugerüst 5 (2017), S. 14-17.

Martyria – Diskussion im Plenum

Günter Breitenbach

- Martyria ist ein Findungsprozess. Alle Berufsgruppen innerhalb der Kirche haben einen Verkündigungsauftrag, aber auch Ehrenamtliche. Um Struktur innerhalb des Verkündigungsauftrags zu erreichen bietet sich die Unterscheidung vom „Ordinierten Amt“ und dem „Priestertum aller Getauften“ an. Bei all dem ist und bleibt in allen bisher diskutierten Dimensionen kirchlichen Handelns die kybernetische Frage noch offen.

Jochen Bernhard

- Es müssen Übergänge zwischen den unterschiedlichen Berufsbildern entwickelt werden. Wie können Katechetinnen von einem unterhältigem Einsatz in der Schule innerhalb des berufsspezifischen Rahmens so weiter qualifiziert werden, dass sie überhäftig eingesetzt werden können?

Renate Käser

- Es sollte eine Fokussierung des Verkündigungsauftrags für die jeweilige Berufsgruppe geben.
- Bild: „Großes Haus Theologe“, „kleines Haus Rel.-Päd.“.

Hanna Wirth

- Das Bild der Häuser ist problematisch. Alle haben **den** Verkündigungsauftrag, aber in unterschiedlichem Rahmen.

Gerlinde Tröbs

- Terminologisch und inhaltlich sollte es eine professionsgebundene Ordination geben.

Anne-Lore Mauer

- Ein öffentlicher Gottesdienst ist nicht automatisch immer der Sonntagsgottesdienst. Viele Gottesdienste finden heutzutage nicht mehr am Sonntag statt. Ich denke an die vielen Kasualgottesdienste, aber auch die zahlreichen Schulgottesdienste.
- Zu problematisieren ist hier noch einmal, welches Verständnis von Ordination bei uns in der Landeskirche angewendet wird.

Claudia Dürr

- Als Mitglied der Landessynode, die damals beschlossen hat, wie Beauftragung und Ordination in Bayern geregelt werden soll, merke ich, dass die Entscheidung damals richtig war, aber nochmals überdacht werden muss. Aus einem Synodalbeschluss darf deshalb für die hier stattfindende Diskussion kein Tabu werden.
- Was mir noch viel wichtiger scheint ist, dass alle in der Verkündigung Beteiligten auch die gleiche Besoldung für gleiche Arbeit erhalten.

Daniel Tenberg

- Der Neid bezüglich unterschiedlicher Gehaltsstufen kann nicht eindimensional in Bezug auf den Verkündigungsauftrag aus der Welt getragen werden. Es bedarf hier einer mehrdimensionalen Lösung, die ich vor allem in der Präzisierung des speziellen Verkündigungsauftrags und der nachfolgenden Differenzierungen sehe.

Christiane Fischl

- Alle Berufsgruppen teilen den Auftrag zur Verkündigung. Deshalb müssen auch die nicht studierten Berufsgruppen bedacht werden, wie zum Beispiel Hausmeister und Mesnerinnen.

Stefan Ark Nitsche

- Problemhinweis: Wenn auf den Pfarrberuf in Bezug auf die Verkündigung verengt wird, dann fallen drei Viertel der Personen, die im Dienst bzw. in Dienstverhältnissen mit der ELKB stehen, heraus.
- Der Zeugnisauftrag folgt aus der Taufe für alle Christinnen und Christen. Für die Berufsgruppen, die Verkündigung professionell betreiben, folgt aus ihrer Tätigkeit eine besondere Beauftragung.

Thomas Zippert

- Ehrenamtliche, in welcher Form auch immer sie in der Verkündigung ihren Platz finden, müssen berücksichtigt werden. Vor dem Horizont der schwachen Studierendenzahlen im Pfarramt, aber auch der anderen Berufsgruppen, gemessen am absehbaren Bedarf, haben die Ehrenamtlichen eine tragende Rolle auch in der Verkündigung der jeweiligen Landeskirchen.

Benjamin Müller

- Um Rivalitäten zu vermeiden und zugleich eine beständige Qualität in der Verkündigung gewährleisten zu können, bedarf es schon in der Ausbildung der Vernetzung aller beteiligten Berufsgruppen.

Norbert Roth

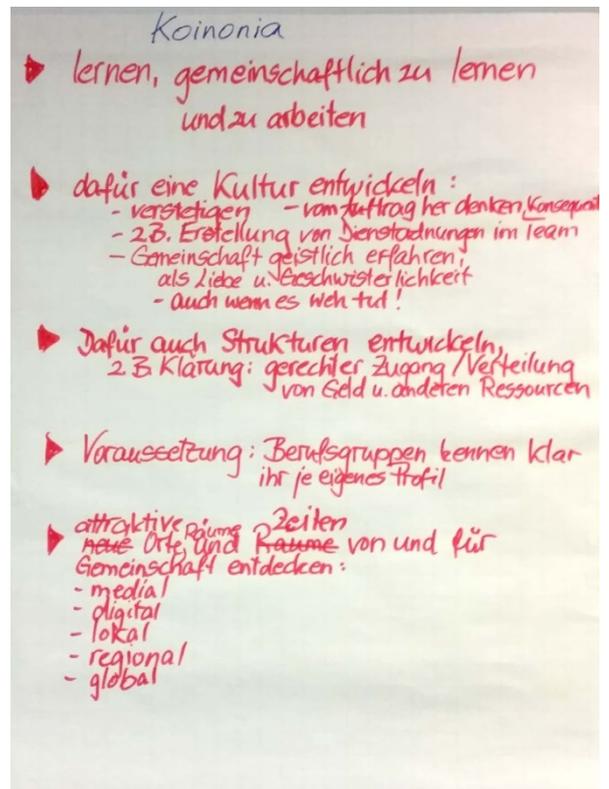
- Es muss geklärt werden, was der Auftrag, von dem in diesem Kontext gesprochen wird, genau ist.

Koinonia

Gemeinschaftsbildung als Dimension des kirchlichen Auftrags

Ergebnisse der Wandzeitung

- Lernen, gemeinschaftlich zu lernen und zu arbeiten
- Dafür eine Kultur entwickeln:
 - Verstetigen z.B. Erstellung von Dienstordnungen im Team
 - Gemeinschaft geistlich erfahren, als Liebe und Geschwisterlichkeit
 - Konsequenz vom Auftrag her denken
 - Auch wenn es weht tut!
- Voraussetzung: Berufsgruppen kennen klar ihr je eigenes Profil
- Attraktive Orte, Räume und Zeiten von und für Gemeinschaft entdecken:
 - medial
 - digital
 - lokal
 - regional
 - global



Koinonia als Grunddimension von Kirche

1. Vormerkungen: Ebenen im Koinonia-Begriff

Koinonia ist ein zentraler Begriff der Ekklesiologie, der unterschiedliche Ebenen im Kirchenbegriff bezeichnen und charakterisieren kann. Zum einen findet er als fundamental-ekklesiologische Kategorie Verwendung. In diesem Fall wird ganz grundlegend der Ursprung des Heilsgeschehens und damit der Grund der Kirche als „Koinonia“ beschrieben: Gott verwirklicht seine heilsame Gemeinschaft mit den Menschen, indem er ihnen im Bund mit Israel und in Jesus Christus unverbrüchliche Gemeinschaft mit sich ermöglicht. In diesem Begriffsgebrauch, der etwa von der *communio*-Ekklesiologie des II. Vatikanums und auch der orthodoxen Theologie⁵⁰ besonders betont wird, ist „Koinonia“ zunächst das Fundament und das primäre Wesensmerkmal der Kirche. Das ließe sich auch lutherisch-protestantisch reformulieren: Die immer zuvorkommende Rechtfertigungsgnade Gottes schafft erst den Beziehungsraum zwischen Gott und Mensch wie zwischen Menschen, der zur Grundlage kirchlicher Sozialgestaltung wird.



Es ist m.E. allerdings wichtig, „Koinonia“ als Begriff nicht allein für dieses Fundament des Heilsgeschehens zu verwenden, sondern auch als Wesensmerkmal der Kirche und als Dimension des kirchlichen Auftrags nochmals explizit auf die zweite Ebene zu beziehen: also auf das der Kirche wie Gemeinde aufgetragene Handeln, das der grundlegenden Koinonia-Eröffnung Gottes entsprechen soll (Auftragsdimension) sowie auf die Frage der konkreten sozialen Gestaltung von Kirche.

„Koinonia ist beides *zugleich*: eine der Gemeinde entzogene Gabe und eine von der Gemeinde verantwortete Aufgabe.“⁵¹

Deshalb möchte ich das Augenmerk eigens auf die Auftragsdimension der Koinonia legen und dann auch die (nachgeordnete) Frage nach der Koinonia-Gestalt der Kirche stellen.



⁵⁰ Vgl. Daniel Munteanu, *Die Theologie der Koinonia*, Freiburg 2012.

⁵¹ Ralf Kunz-Herzog, *Theorie des Gemeindeaufbaus. Ekklesiologische, soziologische, und frömmigkeitstheoretische Aspekte*, Zürich 1997, 53.

2. Der Begriff in der Praktischen Theologie

Zentrale Bedeutung hat der Koinonia-Begriff in der durch eine starke Habermas-Rezeption geprägten linkskatholischen Johann Baptist Metz-Schule gewonnen. Besonders gilt das für die grundlegende Studie von Ulrich Kuhnke zur Koinonia, die auch im evangelischen Raum breiter rezipiert wurde:⁵²

Koinonia ist für Kuhnke der geeignetste praktisch-theologischen Grundbegriff, „mit dessen Hilfe sich Gemeindebildungsprozesse identifizieren und kritisch begleiten lassen.“⁵³

Kuhnke rekonstruiert zunächst die urchristliche Koinonia-Strukturen der Hausgemeinden. Wesentlich sind im NT die geschwisterlichen Strukturen des Zusammenlebens, die ausgehen von Hausgemeinden, aber etwa nicht einfach den Patriarchalismus des Hauses übernehmen. Bei Lukas stehe in Apg 2 die Gütergemeinschaft und die Praxis solidarischen Teilens im Vordergrund. Für Paulus sei Koinonia zunächst christologisch als Koinonia Jesu Christi bestimmt, betreffe deshalb jedoch „auch die theologische Qualität der intersubjektiven Beziehungen der ChristInnen: Koinonia ist wesentlich eine Nachfolgegemeinschaft.“⁵⁴ Diese ist durch Reziprozität gemeindlicher Sozialbeziehungen geprägt und orientiert sich an Kriterien für die innergemeindliche Kommunikation (Liebe, Mitgefühl, Erbarmen etc.). Diese Koinonia hat „transformative(n) Charakter“⁵⁵, indem sie zur „Überwindung jener sozialen Grenzen, die in der griechischen Polis und in jeder anderen Gesellschaft gegeben sind“⁵⁶ führt. Die Koinonia zeigt sich zugleich als Ökumene der vernetzten Gemeinden, wofür exemplarisch das Jerusalemer Abkommen (Apg 15, Gal 2) steht. Die Kollekte für Jerusalem wird zum Zeichen dieser Koinonia (2 Kor 8).

Kuhnke unterscheidet ausgehend von diesen biblischen Beobachtungen drei Handlungs-Ebenen der Koinonia-Option:

- a) Auf erster Ebene richtet sich die Option „vorrangig auf die intersubjektiven Beziehungen und die Interaktionsprozesse innerhalb der jeweiligen Gruppe. Die Koinonia-Option beinhaltet hinsichtlich des Miteinanders in der Gemeinde einen Maßstab für das Verhältnis zwischen ungleichen Subjekten. [...] Die Koinonia-Option reklamiert, daß die Gemeinde nicht als Sympathiegemeinschaft von Gleichgesinnten zu konzipieren ist, sondern ihre Gemeinsamkeit einer anderen Wirklichkeit verdankt, die ihre kollektive Identität stiftet. Von dieser Wirklichkeit und der durch sie erfahrenen Zuwendung entwirft die Koinonia Beziehungen in Wechselseitigkeit und Gegenseitigkeit gerade auch zwischen Ungleichen.“⁵⁷
- b) Auf zweiter Ebene muss sich Koinonia als praktisch-soziale Diakonie allen Menschen und damit der Gesellschaft insgesamt zuwenden.

⁵² Ulrich Kuhnke, Koinonia. Zur theologischen Rekonstruktion der Identität christlicher Gemeinde, Düsseldorf 1992. Auch die neueste evangelische Studie zu Gemeinschaft und Gemeinde verbleibt in der Spur Kuhnkes: Ulrike Bittner, „Und wenn sich die Lebenssituation ändert, ist das o.k.“. Eine Untersuchung der evangelischen Kirche als Gemeinschaft unter den Bedingungen postmoderner Mobilität (APTLH 88), Göttingen 2016.

⁵³ Kuhnke, a.a.O., 15.

⁵⁴ A.a.O., 143.

⁵⁵ A.a.O., 154.

⁵⁶ A.a.O., 155.

⁵⁷ A.a.O., 103.

- c) Schließlich hat Koinonia einen universalen Horizont, weshalb auch die Ökumene (zunächst als bewohnte Erde verstanden, sekundär auch als Miteinander der Konfessionen) als Handlungsebene dazugehört. „Koinonia als ökumenische Option wird also den weltweiten Horizont der Gemeindepraxis im Blick behalten müssen und diese Praxis an den globalen Problemen der Einen Menschheit orientieren.“⁵⁸

Auf allen diesen Ebenen ist Koinonia gekennzeichnet durch:

- 1) Gratuität – der transzendente Charakter der Koinonia: „Das Geschenk der Selbstmitteilung Gottes äußert sich in der Gemeinde in vielfältigen Charismen, die ihr zur Erfüllung der Aufgaben in ihrem gesellschaftlichen Kontext dienen.“⁵⁹
- 2) Reziprozität – koinonische Beziehungen: Es geht um gerechte Beziehungen, in der Gemeinde und gegenüber allen Menschen (universal). Koinonia zielt auf gelingende Kommunikation in Liebe, Mitgefühl und Erbarmen. Das verlangt etwa eine Gleichberechtigung der Frauen und inklusive Sprache.
- 3) Solidarität – gemeindliche Praxis im Gemeinwesen: es geht um eine „die gesellschaftlichen Strukturen transformierende Praxis“⁶⁰, um die Option für die Armen, die sich in der Arbeit im Gemeinwesen bewährt.
- 4) Universalität – als Horizont der Identität christlicher Gemeinde: „Der Bezugsrahmen koinonischer Praxis ist deshalb nicht die Kirche sondern die Eine Menschheit. Die Einheit der ChristInnen ist funktional auf diese universale Einheit, die eigentliche Oikumene, zu beziehen.“⁶¹

Grundlegend werden die Fragen der Koinonia als Dimension des kirchlichen Auftrags auch in der Kirchentheorie von Eberhard Hauschildt und Uta Pohl-Patalong angesprochen.⁶²

Hier wird die Frage debattiert, was für eine Gemeinschaft denn die Glaubensgemeinschaft darstellen soll. Als Leitbegriff hierfür dient der Begriff der „relativen Vergemeinschaftung“.

„Wenn die Unterschiede zwischen den Menschen ‚in Christus‘ aufgehoben sind, dann bedeutet das eine Inklusion des Differenten, nicht eine übergriffige Verschmelzung der Differenz...“⁶³

Es gehe in der Glaubensgemeinschaft weder um totale Gemeinschaft (Bekennniskirche) noch um eine rein formalisierte, völlig frei gebende „Volkskirche“. Vielmehr seien Vergemeinschaftungsprozesse mit dem „Charakter *relativer Gemeinschaft*“⁶⁴ und eine „*Flexibilisierung von Kirche und Gemeinde als einer Familie von Gemeinschaften* – also die in sich plurale Gemeinschaft mit insgesamt ‚nur‘ relativer sozialer Vergemeinschaftung“⁶⁵ gemeint.

⁵⁸ A.a.O., 104.

⁵⁹ A.a.O., 313.

⁶⁰ A.a.O., 318.

⁶¹ A.a.o., 321.

⁶² Eberhard Hauschildt/Uta Pohl-Patalong, Kirche (Lehrbuch Praktische Theologie, Band 4), Gütersloh 2013.

⁶³ A.a.O., 154f.

⁶⁴ A.a.O., 155.

⁶⁵ A.a.O., 156.

3. Der Begriff/die Grunddimension „Koinonia“ in kirchlichen Dokumenten

In ähnliche Richtung argumentiert das von der Gemeinschaft reformatorischer Kirchen in Europa verabschiedete Dokument „Die Kirche Jesu Christi“.⁶⁶ Hier heißt es nach grundlegenden Überlegungen zu Wesen und Auftrag der Kirche:

„3.3.4 Der Auftrag der Christen zur Gemeinschaft (koinonia)

Die Gemeinschaft der Glaubenden umgreift, relativiert und transzendiert die natürlichen, sozialen und nationalen Gemeinschaftsformen des menschlichen Lebens und unterscheidet sich von solchen Gemeinschaften, die ihren Zusammenhalt durch die gemeinsame Interessen ihrer Mitglieder bestimmen. Die Gemeinschaft der Glaubenden ist versöhnte Gemeinschaft. Sie wird in täglicher Umkehr und Erneuerung gelebt. Sie weiß von der Gefährdung und Zerbrechlichkeit aller Formen menschlicher Gemeinschaft und ist darum in Verantwortung genommen, das Evangelium als Botschaft der Versöhnung in ihrem eigenen Gemeinschaftsleben und in ihrem Verhältnis zu anderen Gemeinschaften zu bezeugen und zu leben. Sünde und Schuld führen zur Vereinzelung des Menschen ohne Gott, zur Einsamkeit in menschlichen Beziehungen und zur Isolation des Menschen von seinen Mitgeschöpfen. Es gehört zum Auftrag der Christen, das Elend der durch die Sünde zerstörten Gemeinschaft zwischen Gott und seinen Geschöpfen und ihre Auswirkungen auf die ganze Schöpfung beim Namen zu nennen und jeder Verharmlosung dieses Elends zu wehren. Dies schließt die Bezeugung der Wiederherstellung dieser Gemeinschaft ein. Die Gemeinschaft der Christen ist auf dem Weg zur Vollendung der Gemeinschaft Gottes mit seiner Schöpfung. Darin ist sie offene, einladende Gemeinschaft, die alle Menschen zur Teilhabe gewinnen will. Die Christen sind darum verpflichtet, Offenheit über nationale, ethnische und soziale Grenzen hinaus zu praktizieren und das Evangelium als Verheißung Gottes für alle, die sie im Glauben annehmen, zugänglich zu machen. So kann die Kirche von der neuen Menschheit, die in Jesus Christus begonnen hat, Zeugnis ablegen. Christen sind in Pflicht genommen, in ihrem Gemeinschaftsleben deutlich zu machen, daß die Gemeinschaft Gottes mit den Menschen in Schöpfung, Versöhnung und Vollendung Grund und Ziel menschlicher Gemeinschaft und der Gemeinschaft mit der ganzen Schöpfung ist.“⁶⁷

Ähnlich inklusivistisch argumentiert das ELKB Perspektivenpapier⁶⁸ – allerdings stärker binnenkirchlich akzentuiert:

„Grundlagen und Orientierungen kirchlichen Lebens in der Evangelisch- Lutherischen Kirche in Bayern. Eine Handreichung“

„Einander begegnen, miteinander leben (koinonia)

Die Kirche ist ein Ort der Gemeinschaft von Menschen mit Gott und der Gemeinschaft untereinander. Wem Gott begegnet und wer Gottes Wort hört, der bleibt nicht alleine. Besonderes Zeichen dieser Gemeinschaft ist das Heilige Abendmahl. In Gottesdiensten, Kreisen und Gruppen leben Menschen diese Gemeinschaft inklusiv – jenseits

⁶⁶ Wilhelm Hüffmeier (Hg. i. Auftr. Des Exekutiv Ausschusses für die Leuenberger Kirchengemeinschaft), Die Kirche Jesu Christi. Der reformatorische Beitrag zum ökumenischen Dialog über die kirchliche Einheit (Leuenberger Texte; 1), Frankfurt a. M. 2. Aufl. 1996 (zuerst 1995).

⁶⁷ A.a.O., 42f.

⁶⁸ „Perspektiven und Schwerpunkte kirchlicher Arbeit in den nächsten Jahren. Die Grundsätze“ (1998) und in der Fortschreibung von 2013 „Grundlagen u. Orientierungen kirchlichen Lebens“, jeweils erschienen in München.

gesellschaftlicher Grenzen. Kinder und Senioren, Frauen und Männer, Erwerbstätige und Arbeitslose, Einheimische und Fremde, Menschen mit und ohne Behinderungen – Menschen aus unterschiedlichen Kontexten teilen miteinander ihre persönlichen Erfahrungen und pflegen Gastfreundschaft. Sie äußert sich in persönlichen Beziehungen und Kontakten, Besuchen und anderen Formen der Zuwendung.“⁶⁹

An späterer Stelle heißt es:

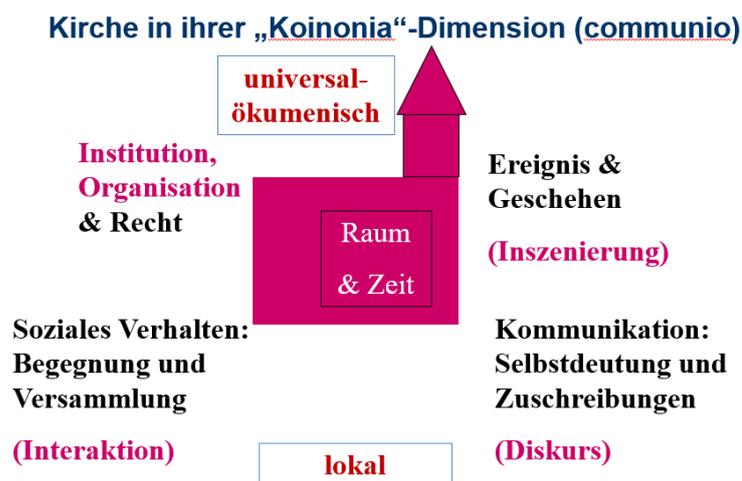
„Zur Weiterentwicklung der Kommunikation gehört, dass Mitglieder und Mitarbeitende der Kirche befähigt werden, ihr Selbst- und Weltbewusstsein, ihre Gestaltungskompetenz und ihre Charismen weiter zu entwickeln und diese Kompetenzen für sich selbst und die Gemeinschaft verantwortlich zu nützen. Wenn auf diese Weise „Communio“, Gemeinschaft, untereinander gepflegt wird, bestärkt durch die gemeinsame Kommunion, die Teilhabe am Heiligen Abendmahl, wird das Miteinander von Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen zum Segen für die ganze Gesellschaft.“⁷⁰

Der gesellschaftliche Auftrag zur Koinonia ist in dem ELKB-Papier hingegen unter der „diakonia“-Dimension aufgeführt.

Eine erste Einsicht aus den bisher vorgestellten Konzepten und Dokumenten könnte sein, auch den gesellschaftlichen Aspekt der Koinonia als Teil der Auftragsdimension bewusst unter diesen Begriff zu fassen: Christ*innen haben den Auftrag, sich in die Gemeinschaftsbildungsprozesse der (Welt-) Gesellschaft einzubringen!

4. Ein Systematisierungsvorschlag

Ich will die Koinonia-Dimension des kirchlichen Auftrags in ihren verschiedenen Aspekten mittels der folgenden Graphik zu systematisieren versuchen:



Kirche wie Gemeinde und ihre Koinonia stehen immer in der Spannung von lokaler Realisierung und universaler-ökumenischer Ausrichtung. Keiner dieser Pole darf einseitig in den Vordergrund rücken. Sodann ist die Koinonia immer ein konkretes soziales Verhalten, als Interaktion, Begegnung und Ver-

⁶⁹ Grundlagen und Orientierungen, 10.

⁷⁰ A.a.O., 14.

sammlung. Diesem sozialen Verhalten dienen Institutionen und Organisationsformen, insbesondere auch das Kirchenrecht. Gleichzeitig darf die Koinonia nicht in rechtlichen Strukturen erstarren. Sie ist darauf angewiesen, immer wieder als Ereignis und Geschehen performativ realisiert zu werden. Und schließlich ist die Koinonia der Christengemeinde auch als je neu aktualisierter Diskurs zu rekonstruieren. Die Gemeinschaft der Gemeinde/Kirche ist das, was Menschen ihr konkret zuschreiben und von ihr erwarten. Alle diese Aspekte sind derzeit virulent und kennen besondere aktuelle Herausforderungen. Ich nenne exemplarisch:

Im Bereich des *sozialen Verhaltens* stellen sich Fragen nach der Rhythmisierung der Beteiligung von Kirchenmitgliedern an Angeboten der Kirche (Jahresrhythmen wie der Heiligabend-Gottesdienstbesuch). Auch gerät die Bedeutung von größeren Versammlungen in den Blick (etwa bei Kirchentagen).



Hinsichtlich der *Dimension von Recht und Organisation* stellen sich Herausforderungen im Blick auf das Zusammenwirken von Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen in Leitungsfunktionen sowie durch notwendige Verwaltungsreformen. Im Prozess „Profil und Konzentration“ werden ausgehend von Prinzipien der Vernetzung und der Regionalisierung neue Formen von Begegnung wie Organisation sowie rechtlicher Gestaltung erprobt. Die praktisch-theologische Kirchentheorie erkundet derzeit besonders intensiv Formen von *Kirche als Event und Hybrid-Ereignis* (z.B. als Zusammenspiel traditionell liturgischer Ritualformen mit Elementen von popkulturellen Großereignissen). Und die empirischen Untersuchungen zu den Erwartungen von Kirchenmitgliedern zeigen, dass die *diskursiven Zuschreibungen* an Kirche und Gemeinde stark auseinanderdriften: zwischen hohen Erwartungen einer Beteiligungskirche und Beschwörungen eines „heiligen Restes“ bis hin zur Erwartung einer funktionierenden spirituellen Servicekirche.

5. Herausforderungen und Aufgaben im Bereich der Koinonia-Dimension

Mit der Koinonia-Dimension des kirchlichen Auftrags sind neben der Theologie verschiedene weitere Bezugswissenschaften befasst. Sozialethik, Sozialpsychologie, Sozialpädagogik, Verwaltungswissenschaften wie Jurisprudenz spielen mit herein, wenn die Art der Gemeinschaft/Koinonia in der Kirche

näherhin bestimmt werden soll. Eine durchgehende Fragestellung ist dabei in diesen Disziplinen, wie mit den sich steigernden Individualisierungsschüben in einer immer stärker diversifizierten Gesellschaft umgegangen werden kann und soll.

In jedem Fall ist eine gründliche *empirische Wahrnehmung der vorfindlichen Formen und Strukturen von Gemeinschaft* vonnöten. Die sozialwissenschaftlich gesteuerte Wahrnehmung der tatsächlich gelebten Sozialformen von Kirche und Gemeinde ist unerlässlich für jede Art von weiterem konzeptionellen Nachdenken über Koinonia-Gestaltung. Noch viel zu häufig wird etwa im veralteten Schema von Kerngemeinde und Rand gedacht, gesprochen und (innerkirchlich) geschrieben. In der aktuellen Kirchensoziologie hingegen dominieren Denkmuster der *Netzwerktheorie*, die die kirchliche Verge-meinschaftung als komplexe Form der Netzbildung mit sehr unterschiedlichen Gestalten von Netzknoten verstehen. Da dominiert dann nicht der Sonntagsgottesdienst das Bild (als postuliertes eigentliches Zentrum der Sozialgestalt Kirche), sondern etwa die Kindertagesstätte, die Diakoniestation oder der Seniorensingkreis.⁷¹

Wer Gemeinschaft organisierend und verwaltend fördern will, muss zudem genau wissen, um welche Art von Organisation es sich eigentlich handelt. Das jedoch ist bei der Kirche gar nicht so einfach zu bestimmen. Denn sie enthält – wie Herbert Lindner herausgearbeitet hat – Elemente unterschiedlicher Organisationstypen:⁷²

- Familienbetrieb
- Non-Profit-Organisation
- Bürokratischer Organisation
- Funktionale Organisation
- Dienstleistungsorganisation
- Bewegung/Netzwerk

Als weitere Aufgaben und Herausforderungen für die Gestaltung von Koinonia in der ELKB nenne ich lediglich im Überblick:

- *Gemeinschaft rechtlich ordnen.* Das Kirchenrecht ist eine unverzichtbare Größe, um verlässliche und verbindliche Gemeinschaftsstrukturen zu schaffen und zu erhalten. Fragen der innerkirchlichen Gerechtigkeit, etwa bei Besoldungsstrukturen haben erhebliche Bedeutung für die Koinonia der Kirche.
- *Gemeinschaftsbildung pädagogisch anregen.* Darin lag immer schon eine Stärke der gemeindlichen Arbeit und der Arbeit kirchlicher Vereine, etwa des CVJM in der Jugendarbeit. Welche Formen und Methoden sind heute zielführend?

⁷¹ Vgl. hierzu: Christian Stegbauer/Franz Grubauer/Brigit Weyel, Gemeinde in netzwerkanalytischer Perspektive. Drei Beispielsauswertungen, in: Heinrich Bedford-Strohm/Volker Jung (Hg.), Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2015, 400-434, sowie Birgit Weyel/Jan Hermelink/Franz Grubauer, Kirchentheoretische Konsequenzen der Netzwerkforschung, in: a.a.O., 435-437.

⁷² Vgl. Herbert Lindner, Herbert Lindner, Kirche am Ort. Eine Gemeindeforschung (PThH 16), Stuttgart/Berlin/Köln 1994, 160-168.

- *Gemeinschaft inszenieren und darstellen.* Diese ‚performativ-dramaturgische‘ Seite der Koinonia ist noch ausbaubar. Wie etwa Gemeinschaft im Gottesdienst bewusst und gut zu gestalten ist, ist eine Kunst für sich, die noch nicht allerorten mit höchster Professionalität entwickelt ist. Wie sich die ELKB in Großveranstaltungen auch öffentlich als Gemeinschaft darstellt, bedarf weiterer Überlegungen.
- *Gemeinschaft weiterentwickeln und steuern.* Im Prozess „Profil und Konzentration“ spielen neue Räume, Kooperationen und Vernetzungen eine wesentliche Rolle. Hier gilt es, Neues auszuprobieren und (selbst-)kritisch zu evaluieren.
- *Inklusion ermöglichen.* Kirche darf sich nicht nur in Sonntagsreden als Ort einer umfassenden Inklusion und Integration der Verschiedenen darstellen. Eine glaubwürdige Gestaltung von Koinonia lebt nicht zuletzt von der tatsächlichen Realisierung von Inklusion.
- *Gemeinschaft leiten.* Dass gelingende Koinonia qualifizierte Leitung und Leitungsstrukturen benötigt, dürfte unstrittig sein. Wie diese auszusehen haben, muss Gegenstand weiterer Diskussionen werden (auch innerhalb des Prozesses „Miteinander der Berufsgruppen“!).
- *Weltweite kirchliche Gemeinschaft pflegen.* Wichtig ist dabei, das ökumenische Engagement nicht auf Binnenkirchliches zu begrenzen, sondern die weltweite Gemeinschaft der Menschheit im Blick zu behalten.
- *Gesellschaft vor Ort und weltweit gerecht entwickeln.* Es gibt keine kirchliche Koinonia ohne gerechte Strukturen der Beteiligung und Anteilhabe aller.
- *Gemeinsam geteilte Kultur (mit-)gestalten.* Koinonia bedarf kultureller Ausdrucksformen und etwa auch einer qualifizierten Erinnerungskultur. Der Beitrag ästhetischer Formen der Vergemeinschaftung, z.B. durch die musikalische Gruppen, ist verstärkt in den Blick zu nehmen.
- *Kriterien für Gemeinschaft und gerechte Gesellschaft entwickeln und kommunizieren.* Im Sinne einer „öffentlichen Theologie“, gehört es zur Arbeit an der Koinonia, auch klärende ethische Stellungnahmen im Raum der gesellschaftlichen Öffentlichkeit abzugeben, wie es in kirchlichen Erklärungen von Synoden und Kirchenleitungen und in den Äußerungen wissenschaftlicher Theologie/Ethik regelmäßig geschieht.

Angesichts der Fülle an Aufgaben und Herausforderungen im Bereich der Koinonia-Dimension dürfte es auf der Hand liegen, dass dies alles nur im konstruktiven Miteinander verschiedenster Berufsgruppen sowie ehrenamtlicher Kräfte in der Kirche zu bewältigen ist. Die Gemeinschaft der Hauptamtlichen wie Ehrenamtlichen im gemeinsamen Engagement und Handeln ist daher der Testfall für das Gelingen der Arbeit an der kirchlichen Koinonia.

Literatur

Bittner, Ulrike, „Und wenn sich die Lebenssituation ändert, ist das o.k.“. Eine Untersuchung der evangelischen Kirche als Gemeinschaft unter den Bedingungen postmoderner Mobilität (APTLH 88), Göttingen 2016.

ELKB (Hg.), Grundlagen u. Orientierungen kirchlichen Lebens in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern. Eine Handreichung. München 2013. <https://www.bayern-evangelisch.de/downloads/ELKB-Entwurf-Handreichung-zu-Grundlagen-und-Orientierungen-kirchlichen-Lebens-2014.pdf> [Abruf 7.1.2018].

Hauschildt, Eberhard/Pohl-Patalong, Uta, Kirche (Lehrbuch Praktische Theologie, Band 4), Gütersloh 2013.

Hüffmeier, Wilhelm, (Hg. i. Auftr. Des Exekutivausschusses für die Leuenberger Kirchengemeinschaft), Die Kirche Jesu Christi. Der reformatorische Beitrag zum ökumenischen Dialog über die kirchliche Einheit (Leuenberger Texte; 1), Frankfurt a. M., 2. Aufl. 1996 (zuerst 1995).

Kuhnke, Ulrich, Koinonia. Zur theologischen Rekonstruktion der Identität christlicher Gemeinde, Düsseldorf 1992.

Kunz-Herzog, Ralf, Theorie des Gemeindeaufbaus. Ekklesiologische, soziologische, und frömmigkeits-theoretische Aspekte, Zürich 1997.

Munteanu, Daniel, Die Theologie der Koinonia, Freiburg 2012.

Stegbauer, Christian/Grubauer, Franz/Weyel, Brigit, Gemeinde in netzwerkanalytischer Perspektive. Drei Beispielsauswertungen, in: Heinrich Bedford-Strohm/Volker Jung (Hg.), Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2015, 400-434.

Weyel, Birgit/Hermelink, Jan/Grubauer, Franz, Kirchentheoretische Konsequenzen der Netzwerkforschung, in: Heinrich Bedford-Strohm/Volker Jung (Hg.), Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2015, 435-437

Praxisimpuls

Gemeinwesenarbeit

Diakon Rainer Fuchs

„Der Prozess der Gentrifizierung ist in München-Giesing voll im Gange. Quartiersmanagement wird dadurch ein großes Thema und auf diesen Zug ist nun auch Kirche durch meine Person aufgesprungen.“



Die Kirchenvorstände der Luther- und der Philippuskirche haben zusammen mit den Hauptamtlichen Kooperationen im Blick und mit mir als Diakon seit Oktober 2016 einen »Gemeinwesenarbeiter« in den Stadtteil geschickt. Natürlich bin ich auch intern immer wieder präsent bei verschiedenen Veranstaltungen oder im Gottesdienst, mein Hauptaugenmerk liegt allerdings in der Region, im Stadtteil und bei Menschen, die sich nicht zur Kerngemeinde zählen oder gar nichts mehr mit Kirche am Hut haben.

Heute hier, morgen dort: Als der neue »Stadtteil-Diakon« bin ich unterwegs in Giesing und ich beschreibe den Zustand jetzt zu Beginn oft als »Sehen & Verstehen«. Erste Beobachtungen sind gesammelt, wie zum Beispiel die gute Arbeit des Quartiersmanagements. In meiner täglichen Arbeit kann ich feststellen, dass die Vernetzung nach außen entscheidend ist: Das Stadtteilcafé ist für uns der Schlüssel zur Gemeinschaft und in den Stadtteil geworden. Vernetzung nach außen ist entscheidend.

Besonders erwähnen möchte ich das tolle Stadtteilstfest »Sommer im Park«: Ein tolles Fest für Jung und Alt, bei dem wir als evangelische und katholische Kirche mit einem »Kunterbunten Kirchenzelt« dabei waren. Ebenso waren auch die Johanniter mit dem Trauerzentrum „LaCrima“ und die Evangelische Beratungsstelle für Alleinerziehende mit im Zelt. In meiner Einführungspredigt habe ich auf Psalm 18,30 bezogen, davon gesprochen, dass ich mit meinem Gott über Mauern springen kann, und auch hier sind erste Hüpfher bereits gemacht.

„Gemeinwesenorientierung“ bezeichnet eine Öffnung zu dem hin, was über den Familienverband hinausgeht, also dem sogenannten Gemeinwesen. Es kommt zu Kooperationen und zur Vernetzung mit verschiedenen Akteuren im Sozialraum, zum Beispiel dem Familientreff Giesing, dem Jugendzentrum 103er oder auch der Moschee im Stadtteil.

Gemeinsames Handeln von verfasster Kirche und organisierter Diakonie setzt eine strategische Zusammenarbeit voraus, um so Klienten-, Mitglieder und Gemeinwesenorientierung in Balance zu bringen, ganz im Sinne von »PuK«. Im Gemeinwesen sind ausgebildete Netzwerkstrukturen von zentraler Bedeutung, und somit auch für Diakonie und Kirche ein wichtiger Bestandteil ihrer gemeinwesendiakonischen Arbeit.

Ich wünsche mir, dass Kirche und Diakonie als zivilgesellschaftliche Kraft für die Menschen überall spürbar sind und dass dadurch die frohe Botschaft merkbar werden kann, egal wie weit oder fern man der Institution Kirche steht!“

Koinonia – Diskussion im Plenum

Christiane Münderlein

- Kinder werden als „Wunder“ wahrgenommen und für Kinder sie ist Begleitung erwünscht! Gerade in den Kindergärten liegen oft Glück und Leid, Erfolg und Niederlage in den Lebensphasen der Kinder und Eltern dicht beisammen.
- Kindergarten ist ein Hotspot für Familienleben und Gemeinschaftsleben. Eltern mit Kindern sind in der Regel recht ortsgebunden und damit auch parochiegebunden. Die Gemeinschaft von jungen Familien vor Ort im Rahmen Kindertagesstätte ist eine Chance für Gemeindebildung.
- Die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in den Kindertagesstätten und vergleichbaren Einrichtungen stellen die größte Gruppe der Mitarbeitenden innerhalb der verfassten Kirche.

Jochen Bernhardt

- Schulbezogene Sozialarbeit wird für die nächsten Jahre noch deutlich wichtiger werden. Schule wird zum Lebensraum für unsere Jugendlichen. Dort passiert heute Gemeinschaft und vielleicht dann auch Kirche. Kirche muss in Bewegung kommen und auf den Marktplatz gehen – auf die Menschen und Jugendlichen zu.

Günther Laible

- Digitalisierung fehlt als Thema bisher komplett. Dieses Thema splittet sich dann auf in Arbeitsfelder, Miteinander, Strukturen, Lebenswelt und wird uns zugleich Ordnungen und Strukturen vorgeben.

Klaus Schmucker

- Kirche darf kein isolierter Block in der Gesellschaft sein. Kirche soll vernetzte und auf die Gesellschaft und Gemeinschaft bezogene Angebote machen: „Church in the community“ Dafür ist auch Sprachfähigkeit gefordert.

Günther Breitenbach

- Die Räume, die die jeweiligen Dimensionen erzeugen, müssen funktional aufeinander bezogen werden. Es darf auch hier und vor allen Dingen jetzt noch keine berufsgruppenbezogene Engführung stattfinden.

Thomas Zippert

- Die Vielfalt der kirchlichen Orte, an denen Gemeinschaft erlebt werden kann, ist überzeugend und schön. Allein uns fehlen momentan noch die Instrumente zur gegenseitigen Wahrnehmung.

Martin Dorner

- Koinonia soll mit Lust zu tun haben! Lernen ist nicht das Primärziel! Lust und Freude müssen und sollen im Bereich der Gemeinschaftsbildung und des Gemeinschaftserlebens leitende Kategorien sein.

Elisabeth Peterhoff

- Es ist wichtig, wahrzunehmen, wo Gemeinschaft in den verschiedenen Räumen stattfindet. Es gibt einen Ort für die Gemeinschaft der Getauften. Und es gibt zugleich viele Zugänge zu diesem Ort. Was alle Zugänge in gleichem Maß zu eigen haben, ist, dass sie auf Basis der Taufe geschehen.

Norbert Roth

- Das Erleben von Gemeinschaft ist insbesondere in der Stadt ein heißer Tanz zwischen Nähe und Distanz.
- Bild: Kirche ist die „Seele“ in der Gemeinschaft.
- Der Begriff der Digitalisierung passt schon nicht mehr: Die digitale Welt ist bereits Realität!

Klaus Klemm

- Recht muss den Menschen helfen. Gerade mit dem Blick aus der Verwaltung muss ich aber feststellen, dass wir oft genug kein dienendes Recht haben.
- Wir müssen den Anteil der Bürokratie auf allen Ebenen reduzieren und auf die Menschen zugehen.

Manacnuc Lichtenfeld

- Geh- und Komm-Strukturen sollten nicht gegeneinander ausgespielt werden: Wo sind die bestimmten Orte, wo sich das Spezifische ereignet?

Zusammenschau

„Das können wir als Berufsgruppe beitragen“

Leiturgia

- Lernort Schule – die Vielfalt der Formen!
- Die Ausbildungen der „anderen Berufsgruppen“ kennen „wie würdest du das machen?“ fragen!
- Stärkung der Dekanatskantorate

Diakonia

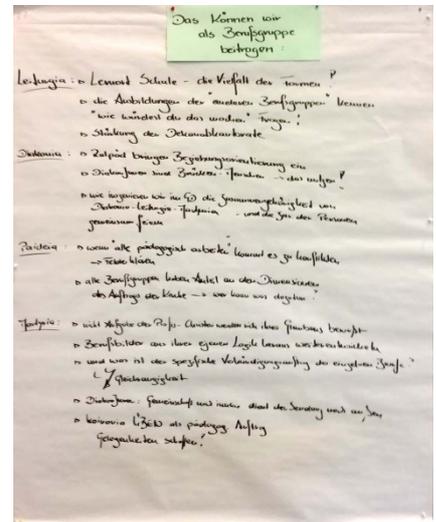
- RelPäd bringen Beziehungsorientierung ein
- DiakonInnen sind Brücken-Menschen -> das nutzen!
- Wie inszenieren wir im GD die Zusammengehörigkeit von Diakonia – Leiturgia – Martyria?

Paideia

- Wenn „alle pädagogisch arbeiten“, kommt es zu Konflikten -> Felder klären
- Alle Berufsgruppen haben Anteil an den Dimensionen des Auftrags der Kirche -> Wer kann was dazutun?

Martyria

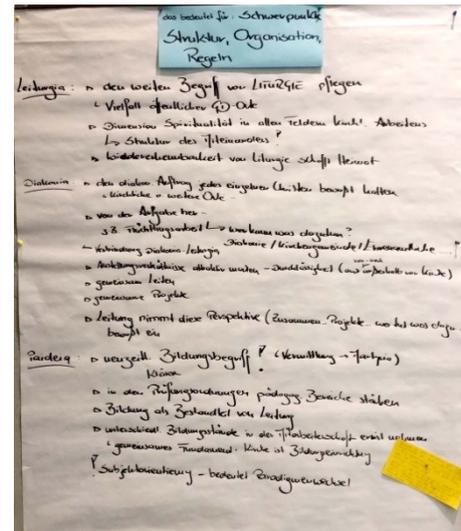
- Nicht Aufgabe der Profis – Christen werden sich ihres Glaubens bewusst
- Berufsbilder aus ihrer eigenen Logik heraus weiterentwickeln
- Und was ist der spezifische Verkündigungsauftrag der einzelnen Berufe?
- DiakonInnen: Gemeinschaft nach innen dient der Sendung nach außen.
- Koinonia ÜBEN als pädagogischer Auftrag
Gelegenheiten schaffen!



„Das bedeutet für Schwerpunkte, Struktur, Organisation, Regeln“

Leiturgia

- Einen weiten Begriff von Liturgie pflegen -> Vielfalt öffentlicher GD-Orte
- Dimension Spiritualität in allen Feldern kirchlichen Arbeitens
-> Struktur des Miteinanders
- Wiedererkennbarkeit von Liturgie schafft Heimat



Diakonia

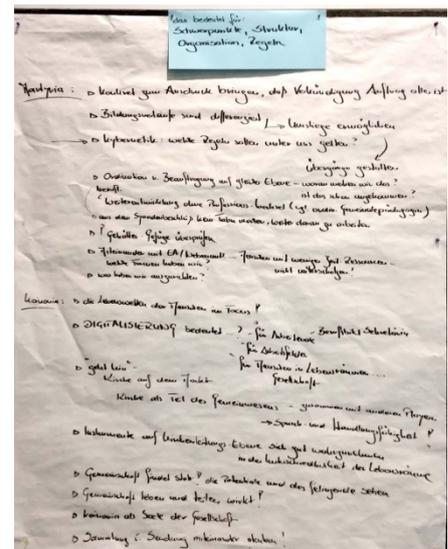
- Den diakonalen Auftrag jedes einzelnen Christen bewusst halten
„kirchliche und weitere Orte“
- Von den Aufgaben her denken, z.B. Flüchtlingsarbeit -> Wer kann was dazu tun?
Diakonie / Kirchengemeinde / Ehrenamtliche
- Anstellungsverhältnisse attraktiver machen – Durchlässigkeit (auch von außerhalb der Kirche)
- Gemeinsam leiten
- Gemeinsame Projekte
- Leitung nimmt diese Perspektive bewusst ein
(Zusammen ... Wer tut was dazu? ... Projekte)

Paideia

- Neuzeitlicher Bildungsbegriff klären (Vermittlung -> Martyria)
- In den Prüfungsordnungen pädagogische Bereiche stärken
- Bildung als Bestandteil von Leitung
- Unterschiedliche Bildungsstände in der Mitarbeiterschaft ernst nehmen
Gemeinsames Fundament: Kirche ist Bildungseinrichtung
- Subjektorientierung bedeutet Paradigmenwechsel!

Martyria

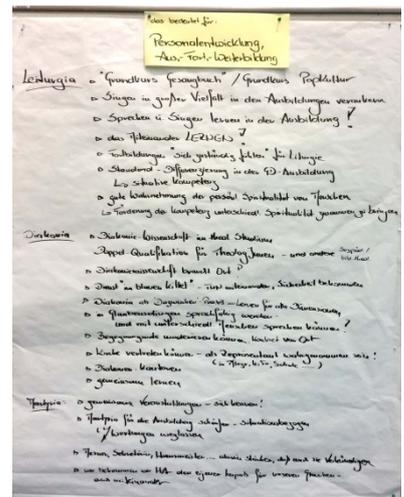
- Konkret zum Ausdruck bringen, dass Verkündigung Auftrag aller ist
- Bildungsverläufe sind differenziert
→ Umstiege ermöglichen, Übergänge gestalten
- Kybernetik: Welche Regeln sollen unter uns gelten?
- Ordination und Beauftragung auf gleicher Ebene -
worauf merken wir das? Ist das schon angekommen?
- Weiterentwicklung durch Professions-Wechsel
(vgl. ordinierte Gemeinde-Pädagogen)
- Aus dem Synodenbeschluss kein Tabu machen,
weiter daran arbeiten
- Gehälter-Gefüge überprüfen!
- Miteinander mit Ehrenamtlichen / Nebenamtlichen –
Menschen mit weniger Zeit-Ressourcen nicht unterschätzen!
- Was haben wir auszurichten?



„Das bedeutet für Personalentwicklung, Aus- und Fortbildung“

Leiturgia

- „Grundkurs Gesangbuch“ / Grundkurs Pop-Kultur
- Singen in großer Vielfalt in den Ausbildungen verankern
- Sprechen und Singen lernen in der Ausbildung!
- Das Miteinander Lernen!
- Fortbildungen „sich zuständig fühlen“ für Liturgie
- Standard-Differenzierung in der GD-Ausbildung
-> situative Kompetenz
- Gute Wahrnehmung der pers. Spiritualität von Menschen
-> Förderung der Kompetenz, unterschiedl. Spiritualitäten
zusammen zu bringen



Diakonia

- Diakoniewissenschaft im theol. Studium
Doppelqualifikation für TheologInnen und andere (soz.päd./bibl.theol.)
- Diakoniewissenschaft braucht Ort!
- Dienst „im blauen Kittel“ – TUN füreinander, Sicherheit bekommen
- Diakonia als „Dazwischen“-Praxis – Lernen für alle Dimensionen
- In Glaubensdingen sprachfähig werden –
und mit unterschiedl. Menschen sprechen können!
- Begegnungsorte moderieren können, konkret vor Ort
- Kirche vertreten können – als Repräsentant wahrgenommen sein
(in Pflege, Kita, Schule, ...)
- Diakonen-Kantoren
- Gemeinsam lernen

Martyria

- Gemeinsame Veranstaltungen – sich kennen!
- Martyria für die Ausbildung schärfen – situationsbezogen
- Mesner, Sekretärin, Hausmeister ... darin stärken, dass auch sie verkündigen
- Wo bekommen HA den eigenen Input für unseren Glauben – auch miteinander?

Koinonia

- Studiengänge Kindheitspädagogik, Sozialarbeit, Pflege, ... mitdenken!
- Juristen, Verwaltung – dienende Funktionen im gemeinsamen Auftrag
- Strategien zur Nachwuchsgewinnung optimieren
- Vernetzung der Ausbildungen (Seminare zum Einstieg, offene Veranstaltungen, ...)

Christiane de Vos

Perspektiven für ein erneuertes Miteinander der Berufsgruppen in den EKD-Gliedkirchen

Fazit zur Tagung

„Zuerst möchte ich sagen, dass ich mich sehr darüber freue, wie in der Diskussion gestern und heute Theologie und Pragmatismus Hand in Hand gehen: Es wird um theologische Lösungsansätze für berufsübergreifende Zusammenarbeit in der Praxis gerungen.“



In den bisherigen Überlegungen, denen ich folgen konnte, nehme ich eine starke Relativierung des parochialen Denkens wahr, im Anschluss an Uta Pohl-Patalong. Der Prozess, den Sie bearbeiten, trägt in sich eine enorme Dynamik, weil es um die Relativierung im engsten Sinne: Um den Bezug, also die „Relation“ der einzelnen Berufe auf einen Raum innerhalb der Kirche geht. Die bayerische Landeskirche als Teil der EKD sollte Erfahrungen und vor allem auch Ergebnisse des Prozesses, an dem wir gerade alle hier teilnehmen, in großem Umfang einbringen, um die EKD in ihren Bestrebungen in diesem Bereich zu stärken.

Mit Blick auf die gesamte Entwicklung in der EKD kann man sagen, dass die Grenzen der Landeskirchen in vielen Berufsgruppen bereits aufgehoben sind oder zum Teil noch an der Anerkennung von Berufsabschlüssen ihre Grenzen finden. Es herrscht bereits eine relativ hohe Durchlässigkeit in vielen Berufsgruppenfeldern zwischen den Landeskirchen. Diese Wechseloptionen stellen die Frage, inwieweit die Bayerische Landeskirche als Arbeitgeberin auf diesem Markt besonders attraktiv sein kann. Einerseits werden die Landeskirchen bis hin zu den Gemeinden kleiner, andererseits gibt es einen erheblichen Nachwuchsmangel.

Einen Aspekt, der mir in diesem Themenfeld besonders wichtig ist, bezeichnet man häufig als „Qualitätssicherung“. Illustriert am Pfarrberuf bedeutet das, dass wir die Anforderungen für die Ausbildung von Pfarrerinnen und Pfarrern nicht absenken dürfen, sondern dass wir vielmehr diejenigen, die sich entscheiden, Pfarrerinnen und Pfarrern zu werden, so gut ausbilden müssen und so gut auch weiter begleiten müssen, dass sie mit den Aufgaben, die an sie gestellt werden, umgehen können. Wir brauchen eine gute Ausbildung, was in diesem Zusammenhang auch heißt: eine passende Ausbildung. Die passenden Ausbildungsbedingungen umfassen dann natürlich auch Anpassungen im universitären Curriculum.

Mein Arbeitsschwerpunkt bei der EKD erstreckt sich vor allem auf den Pfarrberuf, auch wenn ich flankierend mit den anderen Berufsgruppen zu tun habe. Dabei ist ein großer Schwerpunkt ein Gesichtspunkt, der bisher hier in der Diskussion noch keine große Rolle gespielt hat: Die Nachwuchsgewinnung. Was wir da tun, können Sie sich im Internet unter www.das-volle-leben.de ansehen. Auch Ihre Landeskirche hat sich dafür finanziell engagiert.

Gegenwärtig arbeiten wir an der Struktur, wie die Kampagne, die bisher ausschließlich auf die Gewinnung von Pfarrerinnen und Pfarrern zugeschnitten war, auch auf die anderen Berufsgruppen im landeskirchlichen Dienst ausgeweitet und angepasst werden kann. Die Chance einer berufsgruppenübergreifenden Nachwuchsgewinnung liegt darin, dass sich Menschen tatsächlich gabenorientiert den einzelnen Berufsgruppen zuordnen können und sich an einem Ort informieren können bzw. beraten werden. Es geht darum, interessierten Menschen die Breite der kirchlichen Berufsmöglichkeiten offen zu legen, zugänglich zu machen und sie gabenorientiert für die einzelnen Berufsprofile zu

gewinnen. Mit diesem Engagement rückt Kirche als Arbeitgeberin stärker in den Fokus der zukünftigen Mitarbeitenden und muss bzw. kann sich zugleich – und das ist die Chance – als Arbeitgeberin mit einem „mehr“ an Möglichkeiten auf dem Arbeitsmarkt präsentieren.

Klar ist, dass auf dem Arbeitsmarkt nun auch die jeweiligen Landeskirchen untereinander in Konkurrenz treten. Einige Landeskirchen versuchen auch, durch finanzielle Anreize ihre Stellung auf dem Arbeitsmarkt herauszuarbeiten, wobei fraglich bleibt, wie sehr dieses Handeln der Kirche insgesamt im Sinne der Profilbildung ist oder ob es nicht sogar abträglich ist. Mein Plädoyer geht dahin, dass Landeskirchen attraktive Rahmenbedingungen und eine Vielzahl von Möglichkeiten im jeweiligen Beruf als Profilierung in den Arbeitsmarkt einbringen sollten und weniger Finanzmittel. Über diese Profilierung ist es beispielsweise im Pfarrberuf möglich, die unterschiedlichen Anforderungen der Landeskirchen auf dem je eigenen Horizont zu überprüfen und dann entsprechend der Anforderungen der jeweiligen Landeskirche Pfarrerin oder Pfarrer in der am besten passenden Landeskirche zu werden. Das Profil eines Pfarrers, einer Pfarrerin in der Nordkirche unterscheidet sich in nicht unerheblichem Maß von dem Profil eines bayerischen Pfarrers.

Im Sinne der Kommunikation des Evangeliums ist es wichtig, dass alle Phasen der Ausbildung aufeinander bezogen werden. Das bedeutet, dass nach dem Block des Theologiestudiums nicht ein Loch bis zum Predigerseminar folgen soll und nach dem Vikariat ein weiteres Loch, sondern in meinen Augen sollten die unterschiedlichen Ausbildungsabschnitte eng miteinander verwoben werden.

Ich versuche eine schematische Darstellung in vier Phasen Ihnen abschließend zu bieten.

1. Phase: Gewinnung

In dieser Phase geht es vor allem darum, die Gewinnung von Nachwuchs für alle theologischen und kirchlichen Berufsgruppen - am besten EKD-weit - zu organisieren und zu intensivieren.

2. Phase Studium

Ich nehme gegenwärtig sehr viel Bewegung in diesem Bereich war. Es muss möglich sein, dass Kirchen und Universitäten ihre jeweiligen Erwartungen formulieren und austauschen. Gerade im Bereich der Pfarrerinnen und Pfarrer geht es darum, vom alleinigen Fachwissen zu einer Fachlichkeit zu kommen. Kirchen und Universitäten sollten die Studierenden umfassend bilden. In diesen Überlegungen muss gut berücksichtigt werden, wann was dran ist und mit welchen Personen.

In einigen Wandplakaten war zu lesen, dass ein gemeinsames Sockelstudium angestrebt werden sollte oder ähnliches. Diese Entwicklungen sind, aus meiner Perspektive, umsetzbar, aber langwierig. Wenn sich aber alle Beteiligten, also Kirchen und in diesem Fall der Evangelische Fakultätentag abstimmen, lassen sich auch hierfür evtl. Lösungen finden. Für erfolversprechender und vor allem schneller umsetzbar halte ich die Initiative von Einzelkirchen oder der EKD. Kirche kann auf der Ausbildungsseite relativ flexibel reagieren und es können Ordnungen recht schnell angepasst werden. Diesen Weg auch auf Ebene der EKD halte ich für schneller umsetzbar und deshalb auch eher machbar. Wir sind viele mit vielen Gaben.

Es gäbe dafür auch die Möglichkeit, eine gemeinsame Studierendenbegleitung zu bilden. Einen Ansatz dafür nehme ich bereits hier in der bayerischen Landeskirche mit der KSB wahr. Ähnliche Modelle laufen auch in Sachsen oder in Hannover wird gegenwärtig über ein Konzept von „Summer-School“ nachgedacht, wo auch Begegnungen mit Nicht-Theologen bzw. anderen Berufsgruppen ermöglicht werden sollen. All diese Mittel sind bereits – in meinen Augen – erfolgreiche Mittel der Nachwuchsgewinnung und zugleich der Nachwuchsbindung der jeweiligen Landeskirchen.

3. Phase: Übergang in das Vikariat

EKD-weit wird immer wieder festgestellt, dass zwischen dem Abschluss des Theologiestudiums und dem Übergang ins Vikariat relativ viele Personen „verloren“ gehen. Diesen Entwicklungen muss auf den Grund gegangen werden, wobei ich noch keine Lösung anbieten kann. Ein weiterer Aspekt ist, dass die Inhalte, die bereits im Theologiestudium erarbeitet wurden, adäquat in der zweiten Ausbildungsphase berücksichtigt und entsprechend reflektiert angepasst werden. Insgesamt nehme ich auch hier, wie in den anderen Bereichen der theologischen Ausbildung, viel Bewegung war.

Ausgehend von der Diskussion auf dem deutschen Fakultätentag im Jahr 2016 kann hoffentlich dieses Jahr eine Rahmenstruktur für den Studiengang Theologie für „Quereinsteiger“ verabschiedet werden. In diesem Zusammenhang planen wir, die EKD und Vertreter der Universitäten und Kirchen, eine gemeinsame Tagung im Mai 2019 mit dem Titel „Pfarrer/in werden und sein – Herausforderungen für Beruf und theologische Bildung in Studium, Vikariat und Fortbildung“.

4. Phase Weiterbildung:

Von einer Studienfreundin habe ich erfahren, dass es in Bayern für die Phase der Weiterbildung im Intranet bereits eine Plattform gibt, auf der die verschiedenen Aus- und Weiterbildungsangebote gebündelt sind und zumindest für Pfarrer zugänglich. Dieses Angebot ist ein guter Anfang und sollte perspektivisch auch für die anderen Berufsgruppen in gleicher Form ausgebaut werden. Es wäre zu überlegen, dieses Modell auch EKD-weit zu verwenden. Diese Plattform ist in meinen Augen ein guter Anfang einer multiprofessionellen Zusammenarbeit. Der nächste Schritt ist allerdings auch, dass dann Pfarrerinnen und Diakone zusammen zu einer gemeinsamen Fortbildung kommen. Dieser Punkt ist momentan noch relativ schwer realisierbar. Wenn allerdings in Zukunft bereits im Studium und der zweiten Ausbildungsphase Diakonen und Diakone, Pfarrerinnen und Pfarrer und andere Berufsgruppen miteinander natürlich im Austausch stehen, sollte es kein Problem mehr sein, zu einer gemeinsamen Fortbildung zu motivieren.

Der letzte Schritt in der langen Kette von zusammen Arbeitsmöglichkeiten ist, dass es gemeinsame Konvente geben sollte, in denen alle Berufsgruppen zusammen in Austausch kommen können.

Diskussion „Was noch gesagt werden muss“

Renate Käser

- Zur Koinonia: wir sind alle nicht so nah dran?!
Vielleicht sind wir präsenter in der Gesellschaft als wir alle dachten.

Benjamin Müller

- Ausbildung mit mehr Vernetzung ist notwendig. Die kirchliche Studienbegleitung ist bereits eine gut eingeführte Chance und ein probates Mittel, um eine solche Vernetzung auch berufsgruppenübergreifend voranzutreiben. Vielleicht kann auch eine Studienwoche zu Beginn jedes Studienganges zur Vernetzung beitragen. Deutlich ist auch, dass durch bessere Kommunikation und Gaben-Orientierung eine klarere Berufswahl der einzelnen Berufsgruppen stattfinden kann und so letztlich jeder einzelne innerhalb der Kirche auch besser seinen Platz finden kann.

Susanne Schatz

- Positives Auftreten von Kirche als Marke und Arbeitgeberin, erwarte ich mir. Wir haben eine Marke und einen guten Markenkern! Es gibt viele Chancen, sich offensiv nach außen zu wenden.

Rainer Fuchs

- Das Dogma der Digitalisierung muss doch einmal genau hinterfragt werden. Nicht in dem Sinn, dass es Digitalisierung nicht gibt, und sie nicht sinnvoll wäre, sondern vielmehr unter nachfolgenden Gesichtspunkten: wer arbeitet qualifiziert an welcher Stelle? Welcher Schritt macht mit welchen Mitarbeitenden Sinn? Ich setz mich daher für die Werbung von Informationskern für diesen Bereich ein, umso eine Rückkehr und Besinnung auf die eigentlichen Profile kirchlicher Arbeit zu ermöglichen.

Johannes Epelein

- Die Nachwuchsgewinnung ist nicht nur bei Pfarrern, sondern auch in der Kirchenmusik ein massives Problem. Bei Diakonen scheint im Moment die Nachwuchswerbung gut zu funktionieren. Deshalb wünsche ich mir das exemplarische Lernen an anderen Berufsgruppen. Eine gemeinsame Werbung, gut zugeschnitten und klar in der Profilierung für die einzelnen Berufsgruppen, macht dann auch gemeinsame Werbung für alle Berufsgruppen möglich.

Christiane Fischl

- Mesner fehlen auch, wie viele andere Berufsgruppen auch. Das Problem Messner zu finden ist noch viel größer, weil die Arbeitszeiten uninteressanter und die Arbeit schlechter bezahlt ist.

Thomas Popp

- Die guten Zahlen in der Diakonenausbildung sind kein Selbstläufer! Vernetzung ist wichtig! Wir sollten berufsgruppenübergreifend zusammenarbeiten an diesen Stellen.
Zur Kybernetik Kybernetik: Kompetenz der Leitungskompetenz. Um hier einen Schritt weiter zu kommen, wünsche ich mir, dass die Ordination theol. funktional gedacht werden kann. Letztlich sollten wir von der Ordination zur Koordination kommen, geleitet von der Frage: wer hat wo was zu sagen?

Fazit von Peter Bubmann

Grundsätzlich hat sich das Konzept der Dimensionen für diese Tagung, in meinen Augen, als tragfähig und vermittelnd erwiesen. Dieses Konzept ermöglichte die verschiedenen Inhaltsperspektiven der einzelnen Dimensionen noch einmal genauer in den Blick zu nehmen und zu überlegen, was die einzelnen Berufsgruppen dazu - auch inhaltlich - beitragen können, z.B. Was bedeutet Verkündigung des Evangeliums heute?



Daraus ergibt sich der zweite Punkt: es sind noch inhaltliche Bildungsprozesse auf der Leitungsebene notwendig und wichtig. Diese Prozesse sind deshalb so wichtig, damit sich eine Kirche fort- und weiterentwickeln kann. Genau diese Prozesse haben in diesen Tagen hier stattgefunden. Ich wünsche mir, dass dies auch auf der mittleren Ebene, also bei den Dekanen stattfinden kann. Die Dekaninnen und Dekane sollten ermutigt werden, auf Basis des dimensional Modells von kirchlichem Auftrag untereinander und mit den beteiligten Mitarbeitenden im Dekanat ins Gespräch zu kommen.

An einem Punkt sind wir noch nicht so weit eingestiegen: Was tragen die einzelnen Berufsgruppen in der jeweiligen Dimension zum Gesamtauftrag von Kirche bei?

An dieser Stelle müssten wir noch einmal genauer dem nachgehen, was ich als Kompetenz bezeichne: Welche Kompetenzen gehören zu welcher Dimension? Anhand einer Kompetenzmatrix müssten wir abklären, welches Kompetenzprofil passt am besten zu welcher Dimension. Es muss herausgefunden werden, wo der jeweilige Beruf bzw. die jeweilige Berufsgruppe innerhalb dieser Kompetenzmatrix und der verschiedenen Dimensionen steht.

Abschließend empfehle ich eine mehrgleisige Handlungsstrategie.

Das erste Gleis kann sein, eine Allianz der Willigen zu bilden, wie sie hier heute schon sitzt, denn oft genug entwickelt sich aus einer solchen Versammlung heraus etwas Größeres. Dieses Gleis muss unterstützt werden von einem zweiten Gleis, das ich als „Kultur des Respekts“ überschreiben möchte. Es geht darum, die Kultur des Miteinanders einzuüben. Dieses Einüben kann auch im Modus des Feierns geschehen, was einige gestern Abend im gemeinsamen Singen erfahren und auch so benannt haben. Es besteht die Aufgabe, in diesem Bereich noch mehr Formate, wie z.B. den Empfang des Regionalbischofs zu nutzen, um eine Stärkung dieser Kultur des Respekts zu unterstützen.

Ein weiterer Aspekt sind die Veränderungen auf struktureller Ebene, die sie auf den Wandplakaten zusammengetragen haben. Es wurde uns an einigen Stellen davon abgeraten, diese Strukturen anzugehen, denn das Brett, das gebohrt werden müsste, sei richtig dick. Ich bin an dieser Stelle, was Veränderungen in der ersten Ausbildungsphase anbelangt optimistischer. Allerdings muss man wissen, wie dick das jeweilige Brett ist, das man bohren möchte.

Fazit von Stefan Ark Nitsche

„Ich habe in den letzten beiden Tagen viel zugehört und viele neue Eindrücke bekommen, die ich erst noch genauer sortieren muss. Folgende Hauptpunkte waren für mich besonders eindrücklich:

(1) Ich glaube, der Zugang über die Dimensionen könnte einen großen Gewinn darstellen in Bezug auf die ganz großen Fragen unseres Prozesses im kommenden Jahr. Wir müssen uns auf die Suche machen nach tragfähigen Bildern für das Miteinander.



Bisher habe ich das eher als ein Problem gesehen, wenn wir von Auftrag der Kirche im Leitsatz von PuK und den fünf Grundaufgaben einerseits und dann von den fünf Dimensionen des Auftrags andererseits reden. Gestern und heute bekomme ich eine erste Idee davon, dass ein Aufeinanderbeziehen dieser Grundaufgaben und Dimensionen konstruktiv gelingen kann: Der Auftrag und die Grundaufgaben haben jeweils diese fünf Dimensionen. Das ist ja besonders an dem überraschenden „Hände-Wald“ durch fast alle Teilnehmer/innen bei manchen Dimensionen deutlich geworden. Das war ja keineswegs auf die „berufstypische Dimension“ beschränkt.

(2) Am Beispiel des Mandats, das die Taufe uns an die Hand gibt, wurde mir heute im Laufe des Vormittags auch klar, dass wir auch hier mit den Dimensionen als Präzisierung noch einmal einen deutlichen Schritt weiterkommen können: Jede, jeder hat ist durch die Taufe in die Wahrnehmung des Auftrags Jesu gerufen, egal an welchem Ort in der Kirche und in der Gesellschaft, egal in welchem kirchlichen (oder auch nicht kirchlichen) Beruf. Diese Wahrnehmung hat unterschiedliche Dimensionen in je unterschiedlichen Gewichtungen, und sie realisiert sich dann im jeweiligen kirchlichen Beruf oder vereinbarten Ehrenamt in unterschiedlichen Grundaufgaben – ebenfalls mit unterschiedlichen Gewichtungen und selten exklusiv. Weniger komplex geht’s wahrscheinlich leider nicht.

Der Auftrag der Kirche wird nicht wahrgenommen durch die Addition der Beiträge der einzelnen Berufsgruppen, sondern in der Summe der arbeitsteiligen Wahrnehmung.

(3) Große Baustellen, die bleiben und sich während der Diskussion auch noch weiter angereichert haben, jetzt nur in Stichpunkten:

- Die Frage der Durchlässigkeit der Berufe zueinander. Es geht vor allen Dingen um die Machbarkeit auch in familiärer Perspektive.
- Weiterbildung und Fortbildung im Laufe einer Berufsbiografie. Hier geht es um die Frage der Fort- und Weiterbildung in der eigenen Berufsspur und der Vereinbarkeit mit Fort- und Weiterbildung auch in anderen Berufsspuren.
- Die Fairness: bei gleicher Arbeit und Qualifikation auch die gleiche Bezahlung. Es gibt an dieser Stelle bestimmt viele Sorgen im Sinne der Besitzstandswahrung, aber es gibt gerade in diesem Bereich auch viel Bewegung. Denn momentan steigen Einnahmen der Landeskirche trotz sinkender Mitgliederzahlen, so dass wir nun, aus den Überschüssen gespeist, einen Übergang in eine neue Regelung schaffen könnten.
- Orte und Formate finden: Nicht nur zum gemeinsamen Lernen, sondern auch zum gemeinsamen Feiern und Leben.

- Das große Thema Kybernetik. Es war heute das heimliche Hauptthema. Wir müssen bei der Vielzahl der gegenwärtig laufenden Prozesse noch einmal genau überprüfen, an welchen Stellen „Kybernetik“ als Problem auftaucht, und wo es sinnvoll innerhalb der vielen Prozesse seinen Ort bekommt. Es soll nicht sein, dass jeder Prozess denkt, dass die Frage der Kybernetik schon der jeweils andere Prozess bedenken wird.
Die beste Überschrift zu diesem Themenkomplex finde ich immer noch in der Erklärung 21 des Pfarrerprozesses: „Leiten, geleitet werden und sich leiten lassen“. In meinem ersten Beruf als Theaterregisseur hieß immer: „den König spielen die Andern.“ An dieser These ist viel Wahres dran, denn wenn ich allein auf der Bühne so herumlaufe wie ein König, dann wirkt es im besten Fall lächerlich. Wenn aber die anderen Schauspieler so agieren, als wäre ich der König, dann kann ich auch ernsthaft als König wahrgenommen werden. Das bedeutet für mich, dass ich nur leiten kann, wenn es auch Menschen gibt, die dazu bereit sind, sich leiten zu lassen. Diese Menschen akzeptieren dann, dass es einen Menschen gibt, dem die Kompetenz zugesprochen wird, leiten zu können. Einfacher wird alles, wenn alle einander zutrauen, vom selben Geist geleitet zu sein.

Mir ist im Fortgang des Prozesses wichtig, dass wir die Begegnung mit jeder einzelnen Berufsgruppe in diesem Jahr noch einmal vertiefen bzw. Kontakte aufbauen zu den Berufsgruppen, mit denen bisher noch kein oder wenig Dialog stattgefunden hat, um wirklich herauszufinden, was die jeweiligen Berufsgruppen für ihr Wirken in der Kirche brauchen.

Der andere Schritt wird sein, dass wir Tiefenbohrungen unternehmen müssen in den anderen Prozessen, die momentan in der Landeskirche laufen, insbesondere mit Blick auf die Landesstellenplanung 2020 und PuK, hier insbesondere in den Erprobungsdekanaten.

Wie geht der Prozess weiter: Wir wollen in diesem Prozess in zehn Dekanaten sehen, was es bereits an berufsübergreifenden Engagements gibt. Es soll Möglichkeiten geben, Formate auszuprobieren.

Am Ende des Jahres wollen wir alle diese Ergebnisse zusammentragen, sodass wir ausgehend von dem bekannten Fünfferraster (Vorstellungsraster aus PPT) zu übersichtlichen und strukturierten Empfehlungen kommen.

Referentinnen und Referenten

Prof. Dr. **Peter Bubmann** (*1962) studierte Kirchenmusik und Evangelische Theologie in München und Heidelberg. Er wurde 1995 mit einer Arbeit über „Fundamentelethik als Theorie der Freiheit“ promoviert und war anschließend als Vikar in Goldbach und als Schulpfarrer in Würzburg tätig. Nach einem Lehrauftrag in Koblenz war Bubmann von 1999-2002 Professor für Gemeindepädagogik, Ethik und musische Bildung an der Evangelischen Fachhochschule Nürnberg. Seit WS 2002 ist er Professor für Praktische Theologie an der Theologischen Fakultät der Universität Erlangen-Nürnberg (Schwerpunkt: Religions- und Gemeindepädagogik). Peter Bubmann ist Mitglied und war Vorsitzender des bundesweiten „Arbeitskreises Gemeindepädagogik e. V.“ und hat maßgeblich am Bildungskonzept für die Evang.-Luth. Kirche in Bayern mitgewirkt.

OKRin Dr. **Christiane de Vos** (*1963) hat Theologie in Bethel, Erlangen, Hamburg und Neuendettelsau studiert. Nach Vikariat in Ostfriesland und einer Pfarrstelle in den Niederlanden promovierte sie im Fach Altes Testament. Nach einer Tätigkeit als Gemeindepastorin und Referentin der Pröpstin an der Hauptkirche St. Jacobi in Hamburg war sie von 2011 bis 2017 für die Nachwuchsgewinnung in der Evang.-Luth. Kirche in Norddeutschland zuständig. Seit 2017 ist sie Referentin für Hochschulwesen und theologisch-kirchliche Ausbildung im Kirchenamt der EKD.

PD Dr. **Christian Eyselein** (*1958) wurde mit der Arbeit „Segnet Gott, was Menschen schaffen? Kirchliche Einweihungshandlungen im Bereich des öffentlichen Lebens“ promoviert und habilitierte sich mit einer Untersuchung zum Thema „Rußlanddeutsche Aussiedler verstehen. Praktisch-theologische Zugänge“. Er ist an der Augustana-Hochschule Neuendettelsau seit 2003 zuständig für die Ausbildung der PfarrverwalterInnen und zugleich Studienleiter im Pastoralkolleg der Evang.-Luth. Kirche in Bayern.

Prof. Dr. **Gotthard Fermor** (*1963) hat Theologie in Wuppertal, Tübingen, Bonn und in den USA studiert. Bis 2010 war er Professor für Gemeindepädagogik und Diakonie an der Evangelischen Hochschule Rheinland-Westfalen-Lippe in Bochum, wo er weiterhin einen Lehrauftrag innehat. Seit 2010 leitet er das Pädagogisch-Theologische Institut der Evangelischen Kirche im Rheinland in Bonn, eine Einrichtung zur Aus-, Fort- und Weiterbildung von Religionslehrerinnen und -lehrern, Erzieherinnen und Erziehern, Pfarrerinnen und Pfarrern sowie anderen Unterrichtenden.

Prof. Dr. **Hildrun Keßler** (*1963) hat nach einer Tätigkeit als Facharbeiterin für Porzellangestaltung von 1983-1989 Evang. Theologie in Leipzig studiert. Nach theologisch-pädagogischen Aufbaustudien in Naumburg und Bern promovierte sie an der Universität Bern über „Bibliodrama und Leiblichkeit. Leibhafte Textauslegung im theologischen und therapeutischen Diskurs“. Nach Vikariat und Tätigkeit als Gemeindepfarrerin ist sie seit 1999 Professorin für Religionspädagogik, insbesondere Gemeindepädagogik an der Evangelischen Hochschule Berlin. Von März 2013 bis Februar 2017 war sie beurlaubt zur EKD als Referentin für Hochschulwesen und theologisch-kirchliche Ausbildung. Seit 2017 ist sie Erste Vorsitzende des bundesweiten „Arbeitskreises Gemeindepädagogik e. V.“.

Universitätsmusikdirektor Prof. Dr. **Konrad Klek** (*1960) studierte Evangelische Theologie in Bethel und Tübingen sowie Kirchenmusik und Theologie in München. Er war Vikar und Pfarrer in der Evangelischen Landeskirche in Württemberg und Bezirkskantor in Nürtingen. 1996 wurde er zum Dr. theol. an der Universität Hamburg promoviert. Ab 1994 arbeitete Klek als Lehrbeauftragter für künstlerisches und liturgisches Orgelspiel an der Hochschule für Kirchenmusik in Esslingen. Seit dem Sommersemester 1999 ist Konrad Klek Universitätsmusikdirektor und Professor für Kirchenmusik in Erlangen.

OKR Prof. Dr. **Stefan Ark Nitsche** (*1955) war als Regisseur, Dramaturg und Autor tätig, bevor von 1985-90 Evangelische Theologie in München studierte. Nach dem Lehrvikariat in Gräfelfing war er Pfarrer und wissenschaftlicher Assistent an der Augustana-Hochschule Neuendettelsau, wo er im Alten Testament promovierte und habilitierte. Von 2000-2005 war er gemeinsam mit seiner Ehefrau Elisabeth Hann von Weyhern Planungsreferent der Evang.-Luth. Kirche in Bayern. Seit 2006 übt er gemeinsam mit ihr das Amt des Regionalbischofs im Evang.-Luth. Kirchenkreis Nürnberg in Stellenteilung aus. Er war Projektleiter des landeskirchlichen Prozesses „Berufsbild: Pfarrerin, Pfarrer“ und leitet seit 2017 den Prozess „Miteinander der kirchlichen Berufsgruppen“.

Prof. Dr. **Thomas Zippert** (*1961) studierte Evangelische Theologie in Marburg, Heidelberg, Jerusalem und München und war anschließend Gemeindepfarrer in der Evang. Kirche Kurhessen-Waldeck. Seine Dissertation schrieb er 1992 über den Theologen Johann Gottfried Herder. Ab 1997 war Zippert Studienleiter für Pfarrerfortbildung in den ersten Amtsjahren am Predigerseminar Hofgeismar und ab 2002 Leiter der Akademie für soziale Berufe im Hessischen Diakoniezentrum Hephata in Schwalmstadt. 2011 hat er die Professur für Diakonie an der Fachhochschule der Diakonie in Bethel übernommen, zu deren Rektor er im Mai 2013 ernannt wurde.

Teilnehmende

Titel	Vorname	Name	
Herr	Horst	Ackermann	Berufsgruppe der Absolventen biblisch-theologischer Ausbildungsstätten
Kirchenrat	Jochen	Bernhardt	Referent im LKA für Schule, Rel.-Päd. und KatechetInnen
Dip.-Rel.-Päd.	Brigitta	Bogner	Religionspädagogin Mitglied der Landessynode
Rektor Dr.	Günter	Breitenbach	Rektor der Rummelsberger Diakone und Diakoninnen
Prof. Dr.	Peter	Bubmann	Professor für Praktische Theologie an der FAU Erlangen
Pfarrer	Christoph	Burger	Pfarrer (Tagungsdokumentation)
Diakon	Peter	Dienst	Referent für Personalentwicklung und Fortbildung in den ersten Dienstjahren der Rummelsberger Diakone und Diakoninnen
OKRin	Christiane	de Vos	Referentin für Hochschulwesen und theologisch-kirchliche Ausbildung im Kirchenamt der EKD

Pfarrer Dr.	Martin	Dorner	Perspektive Gemeinwesenarbeit
Pfarrerin	Claudia	Dürr	Referentin am Religionspäd. Zentrum Heilsbronn für pädagogische Ausbildung im Vikariat
Dipl.-Rel.Päd	Magdalena	Endres	Religionspädagogin Promotion über religionspädagogische Professionalität
Herr	Johannes	Eppelein	Kirchenmusiker im Praktikum
PD Dr.	Christian	Eyselein	PD für Prakt. Theologie an der Augustana Hochschule Studienleiter am Pastoralkolleg
Diakon	Sebastian	Feder	Praxisbetreuer an der Evang. Hochschule Nürnberg
Pfarrer	Armin	Felten	Leiter der Gemeindeakademie (Moderation)
Prof. Dr.	Gotthard	Fermor	Prof. für Gemeindepädagogik an der FH Bochum Leiter des PTI Bonn
Frau	Christiane	Fischl	VKM Verband kirchl. MA - Fachgruppe Mesner
Diakon	Rainer	Fuchs	Perspektive Gemeinwesenarbeit
Diakon	Gerhard	Gruner	Diakon Mitglied der Landessynode
Kirchenrat	Johannes	Grünwald	Referent für Stellenplanung und –verwaltung im LKA
Diakon Dr.	Johannes	Häffner	Stellv. Leiter der Diakonenausbildung Rummelsberg
Pfarrer Dr.	Mathias	Hartmann	Rektor der Diakonie Neuendettelsau
Dipl.-Soz.-Päd.	Friedemann	Hennings	Die Pädagog*innen“ - Berufsverband der theologisch-pädagogischen Angestellten in der Gemeinde-, Kinder- und Jugendarbeit in der ELKB
Pfarrerin	Sabine	Hirschmann	Studienleiterin am Predigerseminar Nürnberg
Frau	Anne	Höfflin	Kirchenmusikerin Mitglied der Landessynode
Dekan	Peter	Huschke	Dekan im Dekanatsbezirk Erlangen
Frau	Franziska	Karg	Studentin Diakonik Mitwirkende am Projekt "Ein Leib - viele Glieder"
Kirchenrat	Heinz	Karrer	Referent für Diakoninnen und Diakone im LKA
Dipl.-Rel.-Päd.	Renate	Käser	Religionspädagogin Mitglied des Landessynodalausschusses
Prof. Dr.	Hildrun	Keßler	Professorin für Gemeindepädagogik, Evang. HS Berlin
Dekanin	Barbara	Kittelberger	Stadtdekanin im Dekanatsbezirk München Mitglied der Landessynode
Prof. Dr.	Konrad	Klek	Universitätsmusikdirektor in Erlangen
Herr	Klaus	Klemm	VKM Verband kirchl. MA – Fachgruppe Verwaltung
LKMD	Ulrich	Knörr	Landeskirchenmusikdirektor der ELKB
Prof. Dr.	Joachim	König	Evang. Hochschule Nürnberg
Diakon	Günter	Laible	Leiter Projekt Pfarramtsassistentz
Pfarrer Dr.	Manacnuc	Lichtenfeld	Rektor des Predigerseminars Nürnberg
Rel.-Päd.	Michael	Löhner	Leiter des Schulreferates im DB Erlangen VERK Verband Evang. Rel.Päd. und KatechetInnen

Dipl.-Rel.-Päd.	Verena	Lorz	Religionspädagogin Mitwirkende am Projekt "Ein Leib - viele Glieder"
Pfarrer	Michael	Maier	Dekanatsentwicklung Erlangen
Rel.-Päd.	Anne-Lore	Mauer	VERK Verband Evang. Rel.Päd. und KatechetInnen
Vikar	Hendrik	Meyer- Magister	VbV Vereinigung Bayerischer VikarInnen
Diakon	Benjamin	Müller	Diakon, Initiator des Projekts "Ein Leib - viele Glieder"
Dipl.-Soz.-Päd.	Christiane	Münderlein	Erste Vorsitzende EVKITA Evang. Kita-Verband
Diakon	Martin	Neukamm	Leiter der Rummelsberger Brüderschaft
Regionalbischof	Stefan Ark	Nitsche	Regionalbischof im Kirchenkreis Nürnberg Projektleiter "Miteinander der Berufsgruppen"
Diakonin	Elisabeth	Peterhoff	Älteste der Rummelsberger Diakoninnengemeinschaft
Pfarrer	Joachim	Piephans	Mitglied der Landessynode
Prof. Dr.	Thomas	Popp	Evang. Hochschule Nürnberg
Kirchenrat	Thomas	Prieto Peral	Planungsreferent der ELKB
Dekan	Stefan	Reimers	Dekan im Dekanatsbezirk Fürstenfeldbruck
Pfarrer Dr.	Norbert	Roth	Mitglied des Landessynodalausschusses
Pfarrer Dr.	Susanne	Schatz	Studienleiterin an der Gemeindeakademie (Moderation)
Kirchenrätin	Isolde	Schmucker	Referentin für Ausbildung und Personalentwicklung im LKA
Kirchenrat	Klaus	Schmucker	Leiter der Evangelischen Dienste München
Frau	Christina	Seelmann	Studentin der Diakonik Mitwirkende am Projekt "Ein Leib - viele Glieder"
Prof. Dr.	Helene	Skladny	Professorin für Ästhetische Bildung an der Evang. Hochschule Bochum
Prof. PD Dr.	Barbara	Städtler-Mach	Rektorin der Evang. Hochschule Nürnberg
Dipl.-Soz.-Päd.	Uli	Taube	Referent für Aus-, Fort- und Weiterbildung und Fortbil- dung in den ersten Berufsjahren, Amt für Jugendarbeit
Pfarrer	Daniel	Tenberg	Zweiter Vorsitzender des PfarrerInnenvereins der ELKB
Pfarrer	Ralph	Thormählen	FEA Fortbildung in den ersten Amtsjahren für PfrInnen
Pfarrer	Martin	Tontsch	Pfarrer, Organisation und Dokumentation der Tagung
Rel.-Päd.	Gerlinde	Tröbs	VERK Verband Evang. Rel.Päd. und KatechetInnen
Frau	Theresa	Valtl	Kirchenmusikstudentin Bayreuth
Kirchenrat	Wolfgang	von Andrian	Referent für Personalangelegenheit der Pfarrerinnen und Pfarrer im LKA
Kirchenrat	Andreas	Weigelt	Referent für Fortbildung und Salutogenese im LKA
Dekanin	Hanna	Wirth	Dekanin im Dekanatsbezirk Rosenheim
Rel.-Päd.	Doris	Zenns	Praxisbetreuerin an der Evang. Hochschule Nürnberg
Prof. Dr.	Thomas	Zippert	Prof. für Diakoniewissenschaft an der FH Bielefeld

